

Münchner Feuilleton

I KULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN I

MÄRZ · NR. 61 · 11.3.–7.4.2017 · www.muenchner-feuilleton.de



Grafik: Jürgen Katzenberger

RALF DOMBROWSKI, CHRIS SCHINKE

Sprache ist nicht schwer. Man kann auch mit ganz wenig auskommen. Das findet zumindest das Netzwerk Leichte Sprache, das sich seit 2006 um Vereinfachung von Geschriebenem und Gesprochenem zugunsten der Verständlichkeit bemüht. Die Regeln sind schlicht und klar: Es darf nur bekannte Worte geben, Sätze sollen kurz und einfach sein, Fotos und Bilder sind gut, weil sie den Text erklären (www.leichtesprache.org). Das Rezept wurde vor allem für Menschen mit Lernschwierigkeiten entwickelt und macht in diesem Kontext durchaus Sinn. Aber es funktioniert auch gut bei Social Media. Denn Medien, die eine Höchstverweildauer von drei Sekunden haben, bevor der User weiterklickt, dürfen sich nicht mit Komplexität belasten.

Für die Kommunikation heißt das: kurze, kernige Statements; schnelles Denken ohne Reflexionsschleifen; Markenbotschaften statt Moral; Fantasien von Filterblasen befeuern; bislang Undenkbares denkbar machen; Unsagbares aussprechen. Und markante Vokabeln mit Denkfaktor erfinden, die am besten unterschwellig Wertungen transportieren: »Altparteien«, »Reichsbürger«, »Volksverräter«,

»Gutmensch«, »Lügenpresse«, »Sozialtourismus« und so weiter. Es ist die Neusprache von Angst- und Wutbürgern, eingetrüfelt von Strategien des politischen Marketings mit der Pipette raffiniert reduktionistischer Rhetorik: »Mut zur Wahrheit!«, »Zeit zum Umschwenken!«, »Sichere Grenzen, sicheres Land!«, »America first!«

Es sind smarte Slogans, verbales Kuschelfleece mit dosiert appellativem Charakter, das sich um das verunsicherte Bewusstsein schmiegt. Man merkt kaum, was die Worte transportieren, obwohl sie zuweilen mutwillig fahrlässig in der Vernachlässigung sprachlicher Sorgfaltspflicht die Aufmerksamkeit auf weitgehend beliebig füllbare Leerformeln richten. Das ist gefährlich für alle, die den Mechanismus der Entkernung des Faktischen zugunsten des Formelhaften ignorieren. Die Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Meinungsbildung in Richtung zunehmend granularer, filterblasenbasierter Wahrnehmung erfordert aber massive Maßnahmen seitens der bestehenden Kräfte, wenn sie nicht via behauptetem »Volkszorn« hinfortgespült werden wollen.

Denn die Wahlkämpfe der Gegenwart bauen auf anderen Grundlagen auf als frühere Kampagnen. Vergangenheit ist passé, aus Verunsicherung generierte Zukunft hingegen ein Thema, sei diese auch noch so illusionär oder regressiv. In einem solchen System ist Moral und sind Fakten ein Auslaufmodell, insbesondere wenn sie mit dem Unterton des Belehrenden antreten. Daher wird auch bewährtes politisches Personal, solange es nicht überschwänglich visionär auftritt, zumeist abgelehnt, wohingegen Quereinsteiger plötzlich große Chancen bekommen. Eine nebulöse, hemsärmelig tätowierte Street-Credibility ist in der Politik angekommen, die sich nur an der Behauptung messen lassen muss. Das passende denkkompakte Vokabular wird getwittert und fleißig weiterverbreitet.

Denn es gehört zu den Vorzügen des hermetischen, also nicht notwendig an der Realität verifizierbaren Sprechens, dass es in seiner Zuspitzung der Begriffe verlockend griffig ist. Wer von »Altparteien« spricht, suggeriert viele diffuse Wertungsebenen von »veraltet« über »verkrustet, nicht mehr zeitgemäß« und »in der Geschichte verfangen« bis hin zu »revisi-

onsbedürftig« und damit letztlich »überflüssig«. Wer von »Reichsbürger« spricht, impliziert damit völkische Assoziationen eines der apokalyptischen Gegenwart und deren freizügigen Unsicherheiten widersprechenden autoritären Systems, in dem ein »Bürger« in einem zur diffusen Zukunftsvision verklärten »Reich« nicht mehr die mit Verantwortung verbundenen Freiheiten der Demokratie ertragen muss. Kurz: Die Begrifflichkeit des zum Social-Media-Event verknüpften politisch-gesellschaftlichen und kulturellen Diskurses nähert sich gerade erschreckend medienübergreifend einer verkleideten Sprache der Gewalt. Reaktionsreflexe früherer Jahrzehnte wie moralische Empörung oder gar Ironie helfen nicht, weil sie erstens kaum jemand versteht und zweitens sich die reale wie virale Selfcity in Bezug auf Selbsterkenntnis als erschreckend humorlos erweist. Was hilft, ist Bewusstheit und stetige Kontrolle der eigenen Worte. Sprache kann so einfach sein, wenn sie von Präzision geprägt wird und auf Aufmerksamkeit basiert. Dann wehrt sie sich wie von selbst gegen Einflüsterungen postfaktischer Deutungen. Denken hilft gegen #sprachgewalt! ||

IMPRESSUM SEITE 12



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

BÜHNE SEITE 2–7

Jede Menge Festivals Radikal junge Theatermacher gehen an ihre Grenzen und schwimmen sich frei: München ist Gastgeber für internationales Theater und Performance.

TANZ SEITE 9–10

Mit dem Tod tanzen Zwei Sinfonien – für die neue Gärtnerplatz-Premiere setzen sich Karl Alfred Schreiner und Michael Keegan-Dolan mit Sibelius und Dvořák auseinander.

LITERATUR SEITE 11–15

Tabubrüche Mitte März findet das Wortspiele-Festival im Muffatwerk statt. Lena Gorelik spricht über die besondere Atmosphäre des Festivals und ihr aktuelles Buch.

FILM SEITE 17–21

»Die Lächerlichkeit ist mir sehr wichtig« Josef Hader im Interview: Der österreichische Kabarettist führt in »Wilde Maus« zum ersten Mal selbst Regie.

MUSIK SEITE 23–27

Laudate, jubilate! Auch ein Jahr nach seinem 70. Geburtstag ist der BR Chor ungemein aktiv. Im März stehen gleich mehrere Uraufführungen auf dem Programm.

BILDENDE KUNST SEITE 28–31

Glanz und Elend in Amerika Die Kamera als Waffe gegen Armut und Rassismus: Das Kunstfoyer zeigt eine Werkschau des afro-amerikanischen Fotopioniers Gordon Parks.

|| Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de ||

Wie Frauen die Welt sehen

Bei der 13. Ausgabe des Festivals »Radikal jung« dominieren Arbeiten von Regisseurinnen.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Bei der Pressekonferenz zum 13. Festival »Radikal jung« lobt Kulturreferent Hans-Georg Küppers den neuen Untertitel »Das Festival für junge Regie«. Endlich hat das Volkstheater das von der Stadtverwaltung so geliebte Gender Mainstreaming berücksichtigt und nicht mehr »Festival der jungen Regisseure« aufs Plakat geschrieben. Ob da jetzt Regieführende steht, Regisseur*innen oder sonst was, ist aber nicht der Punkt. Auf den Inhalt kommt es an und nicht aufs Etikett.

Und der Inhalt ist in diesem Jahr davon geprägt, wie Frauen die Welt sehen und erleben. Vor allem Arbeiten junger Regisseurinnen haben es dem Auswahlteam – Schauspielerin Annette Paulmann, Dramaturg Kilian Engels und Theaterkritiker C. Bernd Sucher – angetan. Sechs Frauen und drei Männer zeigen an zehn Festivaltagen ihre Inszenierungen. Als haus-eigene Produktion ist Nicolas Charaux' »Das Schloss« dabei. Pinar Karabulut, Nora Abdel-Maksoud und Florian Fischer waren früher schon bei »Radikal jung« zu Gast und haben am Volkstheater inszeniert.

Karabulut bringt vom Staatsschauspiel Dresden Maya Arad Yasurs »Gott wartet an der Haltestelle« mit. Die israelische Autorin findet darin die Hintergründe der Radikalisierung der palästinensischen Krankenschwester Amal nicht nur in der zermürbenden israelischen Besatzungspolitik, sondern auch

in patriarchalischen Machtstrukturen. An den Anfang setzt Karabulut einen großen Knall. Die Zuschauer sitzen im Café, in dem eine Bombe explodiert. Abdel-Maksoud beleuchtet mit »The Making-of« vom Berliner Maxim Gorki Theater die Situation im deutschen Film, und zwar live und in 3-D. Dabei geraten die Rollenbilder gehörig durcheinander. Kilian Engels verspricht einen sehr unterhaltsamen Abend mit feministischen Pornodarstellerinnen! Ebenfalls am Maxim Gorki entstand Suna Gürtlers »Stören«. Ein älterer Mann nimmt eine Frau im Auto mit und schlägt einen Spaziergang im Wald vor. Wir alle meinen das Ende der Geschichte zu kennen. Fünf Frauen und eine Transgender-Person, alles keine ausgebildeten Schauspieler*innen, erzählen von alltäglichen Belästigungen und der Angst davor, hinterfragen aber auch die Mechanismen von Geschlechterklischees. Trotz des Themas anscheinend ein sehr optimistischer Abend.

Die einzige freie Produktion ist Samira Elagoz' dokumentarische Performance »Cock, Cock .. who's there?«, in der sie ihre Erfahrungen mit sexueller Gewalt thematisiert. Extrem persönlich und laut Engels ergreifend ist ihr Versuch, die Kontrolle über ihre sexuelle Selbstbestimmung wiederzuerlangen. Dafür datet sie zahlreiche Männer auf der ganzen Welt und dokumentiert diese Begegnungen.

Ein Mensch stirbt und keiner interessiert sich dafür. Wie kann das passieren? Florian Fischer macht sich in »Kroniek oder wie man einen Toten im Apartment nebenan für 28 Monate vergisst« vom NT Gent bilderstürmerisch auf die Suche nach Gemeinschaft in einer entfremdeten Gesellschaft.

Leonie Böhm hat in der Hamburger Thalia-Garage eine klitzekleine Produktion zu Lessings ach so tolerantem »Nathan« gemacht. Ihr fiel auf, dass ausschließlich Männer über Rechas Schicksal bestimmen.

In »Nathan die Weise« blättert die Regisseurin den Klassiker mit improvisierten Raps mal aus der Perspektive des Mädchens auf. Jan Philipp Stanges Koproduktion von Studio Naxos und der Hessischen Theaterakademie heißt nach dem Tag, an dem sie aufgeführt wird. Hier ist es »Der 2. Mai 2017«, und der beginnt mit der »Tagesschau«. Das Quasi-live-Theater spiegelt sich mithilfe des Internets selbst und erzeugt eine Art fiktive Realität.

Was wir noch nie über das Angeln wissen wollten und deshalb auch nie zu fragen wagten, bringt Johanna Louise Witt vom Thalia uns in ihrer Petitesse »Wenn die Rolle singt oder der vollkommene Angler« bei. Danach wollen wir sofort Mitglied im Verein Petri Heilbutt werden, weil es gar so zauberhaft (Engels) ist.

Davor feiern wir aber erst einmal bei der Radikal-jung-Eröffnungsparty und dem Tanz in den Mai. Denn »Radikal jung« ist immer auch ein großes Fest. ||

Radikal jung – das Festival für junge Regie

Volkstheater | 28. April bis 7. Mai | genaue Termine und Tickets: www.muenchner-volkstheater.de | 089 5234655

Bierseligkeit auf Speed

Regisseurin Pinar Karabulut lässt sich von Herbert Achternbuschs »Dogtown Munich« zu einem wilden Ritt durch den Münchner Mythendschungel verleiten.

SABINE LEUCHT

Ganz schön viel Dampf auf der kleinen Bühne des Volkstheaters! Eingangs vernebelt er die Gestalt, die quälend langsam an den zu beiden Seiten einer Art Aufführungsschneise sitzenden Zuschauern vorbeischiebt. Sichtbar bleiben nur Stock und Gummistiefel, später ein wackelnder Kopf mit Hut. Zu hören gibt es eine gut durchrhythmisierte Suada, die eine knarzige Stimme vom Stapel lässt: Um Argos geht es darin, diesen »Wartesaal auf Nichts«. Aber auch um Dinge wie »gefüllte Tomaten« und »Linksverkehr«. Herbert Achternbusch hat allerlei Banal-Pathetisches hineingemischt in sein von mythischen Figuren

Anzeige

Uraufführung: 30. März 2017, Kammer 1
NACH DEM ROMAN VON JEFFREY EUGENIDES
INSZENIERUNG: SUSANNE KENNEDY
KARTEN UNTER: 089 / 233 966 00
WWW.KAMMERSPIELE.DE

SUCHE
DIE SELBSTMORD
SCHWESTERN
DES

THE VIRGIN
MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

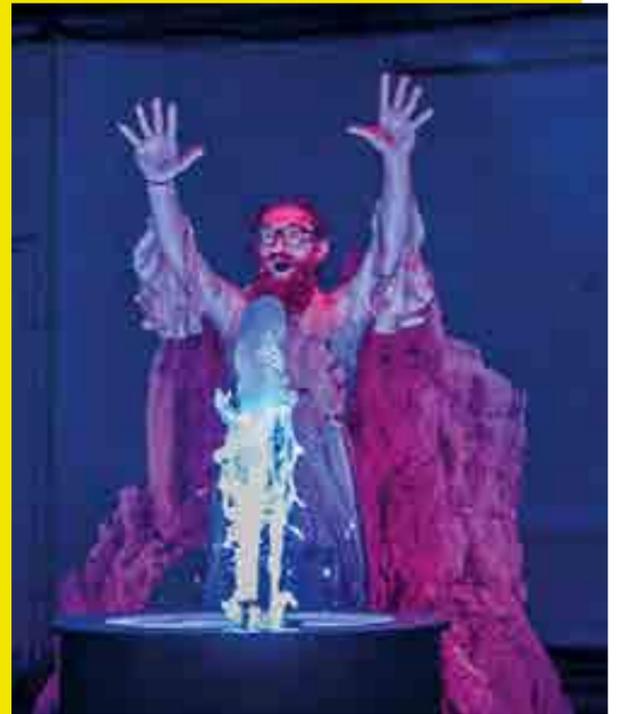
Marienfigur unter Hochspannung:
Julia Richter in »Dogtown Munich« | © Gabriela Neeb



und Theater-Menschen bevölkertes 21-seitiges Textkonglomerat namens »Dogtown Munich«, das Pinar Karabulut zwei Jahre nach seiner Entstehung uraufgeführt hat. Eine Herzensangelegenheit für die 1987 in Mönchengladbach Geborene, der gerade die Anarchie und Strukturverweigerung von Achternbusch-Texten gefällt, wie sie vor der Premiere der SZ anvertraute. Und tatsächlich scheint der mittlerweile 78-jährige Autor, Maler, Filmemacher und Berufsgrüntler in seinem aktuellsten Text nichts anderes zu wollen, als abermals vom Leder zu ziehen über seine hassgeliebte Heimatstadt München, und er kalauert und fabuliert dabei, als gäbe es (für ihn?) kein Morgen.

Am Marienplatz, wo Achternbusch noch immer wohnt, marschiert alles auf: das Bajuwarische und katholisch Bigotte, all die lebenden Schaufensterpuppen und Schauspieler ihrer selbst. Die Marienstatue macht auf ihrer Säule Karl Valentin Platz und outet sich als Hitler-Groupie, Herakles rettet Argos/Munich vor einem unsichtbar bleibenden Naziaufmarsch und

»Nathan die Weise« mit Johannes Richter als Magier ist zu »Radikal jung« eingeladen | © Krafft Angerer



das Rathaus-Glockenspiel wird lebendig. Dieses schräge Potpourri gerät bei Karabulut zu einem surrealen High-Speed-Quatsch, der Analyse (immer!) wie Bebilderung (oft!) verweigert und für den Zuschauer bald zu einer Art Dampfbad im Dunstkreis schwitzender Schauspielerkörper mutiert. Viel Sinn macht schon die Vorlage nicht, deren Prolog der Autor »mit Musikinitiativen, Durchgängen und Abbrüchen wie ein Schleudertrauma« inszeniert sehen wollte. Und »Schleudertrauma« ist ein gutes Stichwort für den Zustand, in den Moritz Kienemann, Leon Pfannenmüller, Julia Richter und Timocin Ziegler sich und uns spielen. Richter erweist sich als rotzfreche Göre »Zunge« oder ihre ein Weißwurstherz auswürgende Maria als nimmermüde Hochspannungsperformerin. Und Kienemann wetzt, robt und turnt mit und ohne Fatsuit hochkomisch durch sämtliche surreal-dadaistischen Problemzonen. Sie schreien leise »Hilfe!«, machen »Dutzidutzi«, hauchen Zuschauern ins Gesicht und teilen ihren Kaugummi mit ihnen.

Körpersprachlich ist zwischen Ausdauersport und Martial Arts Comic alles dabei; ein gereckter ET-Finger fordert zum Hakeln auf, Gegner werden mit lang gezogenen Vokalen in die Flucht geschlagen und nach überdrehten Fights rückt man sich die Hennaperücke zurecht, um ausgesprochen distinguert den Gang zu Sport Münzinger anzukündigen. Dieser hysterischen Respektlosigkeit zuzuschauen macht eine Weile richtig viel Spaß. Dann dampft es plötzlich nur noch, und das Ende kommt, ohne dass man Achternbuschs Verletzlichkeit begegnet wäre, die ihn – trotz aller Wüte- und Spintisiererei – zu einem Poeten macht. ||

DOG TOWN MUNICH

Volkstheater, Kleine Bühne | 13. März | 19 Uhr
21., 22. März, 4. April | 20 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de



So sieht Chaplin beim Theater Die Tonne in »Charlie« aus | © Karen Schultze

An die Grenzen gehen

Das Reutlinger Theater Die Tonne arbeitet seit 12 Jahren mit Behinderten. Es ist wieder zu Gast beim TamS-Festival »Grenzgänger«.

GABRIELLA LORENZ

Als die TamS-Chefin Anette Spola 2009 zum ersten Mal das inklusive Grenzgänger-Festival für integrative Theatergruppen mit behinderten Darstellern veranstaltete, war das durchaus eine riskante Unternehmung. Aber es wurde ein Erfolg, und das TamS präsentiert nun schon die achte Ausgabe. Das Festival wurde vom Herbst ins Frühjahr verlegt, vom 30. März bis 8. April zeigen acht Gruppen im TamS, im HochX sowie in den Kammerspielen ihre Aufführungen. Einige sind gute Bekannte: das Berliner Theater Thikwa, das Theater Brüt aus Passau, das Münchner Theater Apropos; auch die englische Stoppgap Dance Company war schon hier. Dazu kommen die Dance Company Wien, das collectif Dadofonic aus Luxemburg und das Teatro La Ribalta aus Bozen. Wieder mit dabei ist auch das Theater Die Tonne aus Reutlingen, ein Musterbeispiel für gelebte Inklusion. 2015 zeigte es bei den Grenzgängern »Frida Kahlo«, diesmal erkundet es mit »Charlie« das Phänomen Charlie Chaplin.

Enrico Urbanek ist seit 2001 Intendant in Reutlingen. Damals stand Die Tonne kurz vor der Schließung. Die lokale Presse preist den 51-Jährigen als großen »Ermöglicher« des »Reutlinger Theaterwunders«: Er hat die Besucherzahlen ver-

doppelt, die Aufführungszahlen erhöht und für ein neues Haus gekämpft, das 2018 eröffnet wird. Kein Wunder, dass die Stadt den Vertrag des Erfolgsgaranten wieder verlängert hat. Die Geschichte der Tonne zeigt, wie wichtig ein Theater für eine Stadt sein kann: Gegründet 1958 als freie Bühne, wurde sie 1972 stark in die Stadt eingebunden, seit 2002 ist sie eine städtische GmbH. Im nächsten Jahr erhält sie eine neue Spielstätte mit 300 Plätzen, weil der bisherige Spielort Planie 22 mit 120 Plätzen immer nur ein Provisorium war. Zudem spielt sie in einem kleineren Keller im Spitalhof, und im Sommer auch Open Air. Mit 14 Festangestellten, davon sechs Schauspieler, und freien Mitarbeitern stemmt Urbanek 260 Aufführungen im Jahr.

Vor etwa zehn Jahren entstand ein Jugendforum, in dem Jugendliche jedes Jahr eine Produktion zeigen. Und schon seit 2005 arbeitet das Theater mit behinderten Darstellern, die jährlich ein eigenes Stück herausbringen und ca. 15 bis 20 Mal aufführen. In Reutlingen gibt's eine Fakultät für Sonderpädagogik mit Werkstätten für Behinderte, und die baten Urbanek mal für eine Laienaufführung um Hilfe. Er war beeindruckt von der Authentizität der Darsteller, nahm den Vorschlag einer Inszenierung an und staunte: »Es ging alles viel einfacher und direkter, als wir dachten.« Daraus wurde eine kontinuierliche Zusammenarbeit. Inzwischen hat das Theater sogar acht Arbeitsplätze, an denen Behinderte zwei Tage in der Woche künstlerisch ausgebildet werden. Betreut werden sie von Dozenten und Job-Coachs der Bruderhaus-Diakonie. »Das

Theater geht damit auch an seine Grenzen,« sagt Urbanek, »das ist kein Kaffeekränzchen. Aber es ist toll, was das mit den Leuten macht.« Er mischt auch behinderte Darsteller mit Ensemblemitgliedern. »Das ist nicht immer einfach, wenn man gewohnt ist, ein Stück in sechs Wochen zu erarbeiten,« bekennt er. »Man muss die Leute bei jeder Probe dort abholen, wo sie gerade sind. Und ein Händchen dafür kriegen, wie man mit ihnen umgeht, ohne sie zu schleifen. Aber die möchten auch an ihre Grenzen gebracht werden.«

Die Idee zu »Charlie« entstand, weil ein Mitglied einen Chaplin-Film toll gefunden hatte. Pantomime, Slapstick, wenig Sprache – das kommt den Darstellern entgegen. Denn mit einem festen Skript und Dialogen tun sie sich oft schwer. »Letztes Jahr haben wir »Die Blinden« von Maeterlinck gespielt, das war ein großer Schritt vorwärts,« sagt Urbanek stolz. Chaplin, »dem Vater des Humors«, haben sie sich gemeinsam ohne Skript angenähert. Hier spielen ausschließlich Behinderte, unterstützt von zwei Musikern. »Charlie« gastierte 2016 schon beim sicht:wechsel-Festival in Linz und erlebt in München am 30. März in der Kammer 2 seine 24. Vorstellung. ||

FESTIVAL GRENZGÄNGER

TamS | HochX | Kammer 2 | 30. März bis 8. April
Termine: www.grenzgaenger-theater.de | Tickets: 089 345890
tams@tamstheater.de

Weltuntergangsspiele

Drei Hobbyforscher führen im TamS groteske Experimente zur Klimakatastrophe vor.

PETRA HALLMAYER

Einen prächtig verschlammten Hobbyforscherkeller hat Lorenz Seib für sein neues Stück eingerichtet. In dem kunterbunten Chaos simuliert ein clowneskes Trio, zu dem neben ihm selbst Sophie Wendt und Helmut Dauner gehören, in allerlei Experimenten potenzielle Katastrophen.

Eigentlich ist das ja genau der richtige Stoff für einen dieser herrlich schrägen hinter sinnigen TamS-Theaterabende, an die aber reicht die Groteske zum drohenden Weltuntergang »Vielleicht lässt sich die Katastrophe ja noch potenzieren« leider nicht heran. Die absurde Komik wirkt immer wieder forciert, manch eine Szene wird überdehnt, und der Aberwitz gerät zu harmlos. Vielleicht hat sich Seib, der mit dem Ensemble den Stücktext entwickelt hat, Regie führt und zudem als Schauspieler auf der Bühne steht, ein wenig übernommen, fehlte hier ein klug kritischer Blick von außen.

Dabei mangelt es seiner Inszenierung nicht an hübschen Einfällen. Die Möchtegern-Wissenschaftler errichten munter Gebäude aus Bierdeckeln, Spiel- und Ansichtskarten und messen mit einer Stoppuhr, wie lange es dauert, bis sie einstürzen. Sie pusten Papierhäuschen samt einem Ventilator vom Tisch und improvisieren slapstickhaft die Entsorgung von atomarem Müll unter einem Berg aus Pappe. Zur Entspannung verspeisen die toll-

patschigen Forscher Joghurt und Dosenfisch, wobei sie die menschliche Dummheit und Schizophrenie treffend demonstrieren: Während die Tatsache, dass sie gerade Plastik zu sich nehmen, keinen ernsthaft erschreckt, löst der Hinweis auf Spuren von Senf sofort Allergiepanik aus.

Angereichert wird der Abend durch schöne, erstaunlich gekonnt gesungene Madrigale und Zitate von Goethe, Adorno und Foucault, eine Collage aus literarischen und philosophischen Texten. Derweil der Kunstwind den Joghurt vom Löffel bläst, hören wir Benjamins Reflexionen über den »Engel der Geschichte«. Sophie Wendt liest von einer Zettelwand Byrons Gedicht »Darkness« über das Ende der Menschheit vor. Allein die Worte bleiben ohne Nachhall, das Wechselspiel zwischen Scherz, Ironie und Ernsthaftigkeit gelingt nicht überzeugend, dafür hätte Seib die Kontraste schärfer und pointierter herausstellen müssen.

In der letzten und stärksten Szene wird das Modell einer Strandlandschaft mit Spielzeugfiguren in einem Glaskasten

überflutet, doch die inszenierte Katastrophe gerät außer Kontrolle. Im Finale kämpfen die drei Menschenkinder hilf- und kopflos mit Eimern und Handtüchern gegen den von ihnen selbst aufgedrehten Wasserstrahl an. ||

VIELLEICHT LÄSST SICH DIE KATASTROPHE JA NOCH POTENZIEREN

TamS | Haimhauserstr. 13a | 11., 15., 17., 18. März | 20.30 Uhr
Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de



Möchtegern-Wissenschaftler: Lorenz Seib (l.) und Helmut Dauner | © Hilda Lobinger

Anzeige

Karen Breece

don't forget to die

Ein Theaterprojekt über das Sterben

20.04., 22.04., 23.04.2017

Beginn: 19 Uhr, Karten: muenchenticket.de, hochx.de oder 089 90 15 51 02, HochX, Entenbachstr. 37, 81541 München

Dieses Projekt wird gefördert von der
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

In Kooperation mit
bezirk oberbayern
HochX Theater und Live Art

DaSein

Lost in Dekoration

Kammerspiele I: Toshiki Okadas gesellschaftliches Anliegen in »Nō Theater« bleibt blass.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Geister sind es, die den japanischen Regisseur Toshiki Okada fesseln. Und die kommen im »Nō Theater« reichlich vor, nicht nur in der Inszenierung an den Kammerspielen, sondern überhaupt in der gleichnamigen traditionellen japanischen Theaterform, die strengen Regeln unterliegt und mit Masken arbeitet. Masken gibt es keine in Okadas Nō-Variation, an die formalen Regeln hält er sich aber. Er verknüpft zwei Stücke, »Roppongi«, und »Tochōmae« (beides U-Bahn-Stationen in Tokio und somit Orte des Übergangs, also gut für Geister), mit einem Kyōgen, das ist ein komisches Zwischenspiel. Und das braucht es auch. In Dominic Hubers U-Bahn-Station »Roppongi« mit hochweiß glänzenden Säulen und Kassettendecke, trifft der junge Mann (Thomas Hauser) auf den Geist eines Investmentbankers von Goldman Sachs (Stefan Merki). Der hatte sich vor die U-Bahn geworfen, weil er mit seiner Arbeit das Leben der Jungen zerstört hat. So gern man Stefan Merki auch sieht, die Ausführungen seines Banker-Geistes zur Finanzkrise in Japan lassen einen kalt. Und Jelena Kuljićs klostergesangartige Litanei über die erbarmungslose Finanzwelt ist langweiliger als der Wirtschaftsteil der Tageszeitung. Derweil entlockt Kazuhisa Uchihashi einem Instrument namens Daxofon gar schaurige Katzenjammertöne.



Ein Tourist (Thomas Hauser, l.), ein Musiker (Kazuhisa Uchihashi) und ein Geist (Jelena Kuljić) treffen sich in der U-Bahn | © Julian Baumann

Dann folgt das Kyōgen »Gertrud«, und Anna Drexler flattert wie ein frischer Wind herein und monologisiert ziemlich verpeilt darüber, wie man sich als Schauspielerin am besten seinen Text merken kann, weil Autoren ja eiskalt so ellenlange Theatermonologe schreiben. Ihre Erkenntnis ist verblüffend.

Anna Drexler gelingt es im folgenden »Tochōmae« als Geist des Feminismus in eine zumindest punktuell lebendige Beziehung mit Thomas Hausers Touristen auf der Suche nach den Schauplätzen von »Lost in translation« zu treten. So ehrenwert die Beschäftigung mit der Diskriminierung der Frau in der japanischen Gesellschaft ist, genauso wie die Verbrechen der Finanzwelt bleiben die Angriffe auf eine Abgeordnete durch sexistische Zwischenrufe papieren. Okadas gesellschaftliches Anliegen kommt blass und leidenschaftslos daher. Die zeitlupehafte Fortbewegung Merkis, das elegische Schattenboxen Hausers, Drexlers Schreiten, Kuljićs skandinavisch anmutende Endsilbenbetonungen oder ihre Rezitativgesänge, diese Formen treten nicht in Kontakt mit dem Inhalt. Möglicherweise liegt es daran, dass wir das Zeichensystem, in dem Okada arbeitet, nicht kennen. Vielleicht ist all das aber auch nur interessante Dekoration. ||

NŌ THEATER

Kammerspiele | Kammer 1 | **12. März** | 15 Uhr | **19. März** 18 Uhr | **17. März, 12., 19., 27. April** | 20 Uhr
Tickets: 089 23396600 www.muenchner-kammerspiele.de

Abschied von einem Kinderstar

Kammerspiele II: In »Rima Kamel« blickt die libanesische Sängerin Rima Khcheich auf ihre Karriere zurück.

PETRA HALLMAYER

Auf der Bühne flimmern Schwarz-Weiß-Aufnahmen über eine Videoleinwand, auf denen ein kleines Mädchen mit einer Blume im Haar ans Mikrophon tritt. Davor steht Rima Khcheich, die sich selbst betrachtet und die Fernsehbilder mit einer Mischung aus Wehmut und trockener Lakonie kommentiert. Die gefeierte libanesische Sängerin begibt sich in der Kammer 3 auf eine Reise in ihre eigene Vergangenheit, erinnert sich anhand von Dokumenten aus den 80er Jahren an den Beginn ihrer Karriere als Rima Kamel während des Bürgerkriegs. Schon als 11-Jährige beherrschte das Mädchen mit der »Jahrhundertstimme« selbst die schwierigsten Gesangspartien in traditionellen arabischen Liedern. Was dies bedeutet, welch außergewöhnliche Leistung es darstellt, kann ein westlicher



Heute bestimmt sie selbst: Rima Khcheich | © Judith Buss

Rüschchenkleid und vergilbten Zeitungsartikeln, mit Erinnerungsstücken, die sie langsam auf der Bühne ausbreitet.

Der für sein politisches Diskurstheater bekannte libanesische Regisseur Rabih Mroué präsentiert in seiner zweiten Arbeit an den Kammerspielen ein minimalistisch inszeniertes Dokument auf Arabisch mit deutschen Obertiteln. »Rima Kamel« ist die Geschichte einer (vorsichtigen) Emanzipation und eine sehr sympathische One-Woman-Performance. Man hätte sicherlich mehr daraus machen können, dafür jedoch wäre eine stärkere künstlerische Übersetzung und Einbindung dieser Biografie in ihren gesellschaftlichen und historisch-politischen Kontext nötig gewesen. Über die Zeit des Bürgerkriegs, die Instrumentalisierung der kleinen Rima als Botschafterin des Südens und Protestfigur gegen die israelische Besatzung etwa hätte man gern mehr erfahren. In deutschen Zuschauern rufen die Bilder des legendären Konzerts mit dem Beirut Ensemble for Arab Music, die Liedtitel und Namen, die Rima Khcheich zitiert, kein emotionales Echo hervor. Erst gegen Ende, wenn sie erzählt, wie sie sich aus der Fremdbestimmung durch starke Männer zu lösen begann, rückt sie etwas näher zu uns heran. ||

RIMA KAMEL

Kammerspiele, Kammer 3 | **17., 18. März, 28., 29. April** | 20 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

Anzeige

Metropol
THEATER

EISENSTEIN

von Christoph Nußbaumer Regie: Jochen Schölich

Wiederaufnahme
ab 24.3.2017

Ausgezeichnet mit dem Preis für eine herausragende Ensembleleistung bei den Bayerischen Theatertagen 2012.

Metropoltheater
Floriansmühlstraße 5
80939 München
U6 Freimann

Kartenbestellung unter
0 89/32 19 55 33
info@metropoltheater.com
www.metropoltheater.com

Banause allerdings nur erahnen und theoretisch wertschätzen.

Wie bei allen Wunderkindern wurde ihre Karriere von Erwachsenen dominiert. Den Namen Rima Kamel, den sie schon lange nicht mehr benutzt, hatte sie nicht selbst gewählt, er war eine Erfindung Abdel Wahabs, des »Königs der arabischen Musik«. Heute blickt die 42-Jährige mit leiser Melancholie und wachsender Distanz auf den Kinderstar, der von anderen erschaffen wurde, der für immer ein Teil ihres Ichs ist und ihr zugleich wie eine fremde abgelegte Identität erscheint. Geblieben aus jenen Jahren ist ihr ein Koffer mit einem blassgelben

Vormerken!

24. und 26. März

BESSERE ZEITEN

Theater Viel Lärm um Nichts, Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1
20 Uhr | Tickets: 089 82929079 | www.theaterviellaermumnichts.de

Fünf Zöglinge der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« zeigen den Münchnern mal, was sie so umtreibt. Das sind erstaunlicherweise die besseren Zeiten, von denen die Alten gerne reden. Aber wann waren die eigentlich? Als Konstantin noch in der Firma war? Als Emma noch nicht studieren wollte? Als Milena träumte? Als Levin sich noch für einen Gewinner halten konnte? Oder als Anwälte Geschenke noch annehmen durften? Jedenfalls versuchen die angehenden Schauspieler sich an dem Kunststück, Gesellschaftskritik mit Komik zu verbinden. Vielleicht sind hier die Stars von morgen zu entdecken.

11. März bis 8. April

DARK ENERGY BABY

Theater und so fort | Kurfürstenstr. 8 | Do bis Sa 20 Uhr
nicht 25. März | Tickets: 089 23219877 | www.theaterundsofort.de

Die selbst verfassten Stücke des Schauspielers, Regisseurs und Theaterleiters Heiko Dietz sind von recht unterschiedlicher Qualität. In seinem jüngsten Werk »Dark Energy Baby« soll es auf jeden Fall spannend zugehen. Dazu greift er auf ein in Krimi- und Thrillern beliebtes Szenario zurück. Nacheinander werden sieben Personen in einen Raum geführt, ihre Köpfe sind verhüllt, sie kennen sich untereinander nicht und wissen nicht, warum sie hier sind. Übers Internet wurden sie hergelockt und sollen jetzt die Welt retten. Jedenfalls behauptet das ein unbekannter Irre. Wer oder was steckt dahinter?

Riese Pangu und das Zottelmonster

Hedwig Rost und Jörg Baesecke erzählen in der Schauburg »Wie die Welt auf die Welt kam«, Judith Huber und Peter Pichler laden mit »Mix Match« zum Verwandeln ein.

SILVIA STAMMEN

Die alten Fragen, auf die es keine Antwort gibt, haben schon immer die besten Geschichten hervorgebracht, und weil alle Kinder (und Menschen überhaupt) seit Urzeiten wissen wollen, warum es überhaupt etwas gibt und nicht etwa nichts, existieren auch jede Menge wunderbare Erklärungen dazu, wie aus dem Nichts doch etwas geworden ist. In der Bibel brauchte Gott bekanntlich sieben Tage, bei den Chinesen wächst der Riese Pangu in einem Ei 18 000 Jahre lang, bis er die Schale sprengen kann und daraus Erde und Himmel macht, und bei den Navajos ist es ein Kojote, der mit seinem Geheul die Welt mit all ihren Bewohnern hervorbringt.

Seit über 30 Jahren beschäftigt sich das Theater- und Lebenspaar Hedwig Rost und Jörg Baesecke intensiv mit Märchen und Legenden aus mündlicher Überlieferung. Für ihr neues an der Schauburg produziertes Objekttheaterstück »Wie die Welt auf die Welt kam« haben sie Schöpfungsmythen aus den unterschiedlichsten Kulturen rund um den Erdball zu einem mäandrierenden Erzählfluss zusammengefasst. Dabei sind es nicht nur die fantastischen Geschichten, die Spannung erzeugen. Vor allem fasziniert die Art, wie hier auf der »Kleinsten Bühne der Welt«, die eigentlich nur aus einem leeren Tisch und ein paar an einer Magnetwand befestigten Mappen besteht, eins zum anderen führt: wie aus einem Picknickkorb das Universum, aus bunten Seidenbändern Sonne, Mond und Sterne und aus einem Isarkiesel erst ein Musikinstrument, dann ein Elefantenoher und schließlich ein zerbrochenes Herz werden kann. All das haben die beiden liebevoll und minutiös ausgetüfelt und so mithilfe von Steinen, Schere und Papier für jede Erzählung eine ganz eigene visuelle Übersetzung gefunden. Da wird eine Schildkröte aus knisterndem Seidenkrepp mit Stricknadeln bewegt, aus präparierten Ringbüchern entfalten sich vielschichtige Vexierbilder und für die nigerianische Göttergroßfamilie um Olorum, Orisha und ihr Huhn braucht es eine ganze



Neue Gesichter suchen sich Judith Huber und Peter Pichler | © Laura Martegani

Küchenrolle. Die Version der Naturwissenschaft vom Urknall kommt einem bei der Fülle der Möglichkeiten fast schon zu simpel vor. Doch auch dafür hat sich Jörg Baesecke zuletzt noch einen coolen Rap ausgedacht und ein Faltspiel, das immer wieder von vorne losgeht.

Von jungen Zuschauern (ab neun Jahren) fordert diese hochkomplexe analoge Erzählweise durchaus Konzentration, liefert dabei aber in einer knappen Stunde viele Anregungen zum Nachdenken und Weiterspielen.

Wilde Mischung

Ein altes Spiel weitergesponnen haben auch Judith Huber und Peter Pichler mit ihrem Verwandlungsschauspiel »Mix Match« für alle ab vier. Wer kennt nicht die zerschnittenen Figuren, bei denen man den Piratenbauch mit dem Omagesicht, den Eisho-

ckeyfüßen und dem Clownshut kombinieren kann? Fast ohne Worte, dafür aber mit vielen Stoffschichten, Spaß an gewagten Umzügen und einem ebenfalls verwandlungsfreudigen Instrument wird hier auf kleinstem Raum gezaubert. Nichts bleibt, was es ist, und nichts ist, was es scheint. Als letztes noch in München verwurzelt Drittel des legendären Performancetrios Die Baische Geisha hat Huber Übung im Verkleiden. Vergnügt häutet sie sich von einer bärtigen Feuerwehrfrau zum schüchternen Zottelmonster, in dem eine resolute Prinzessin steckt, die sich zu einem vogelwildem Strauch auswächst, der schließlich von einem Umzugskarton gefressen wird.

Dazu lässt Peter Pichler sein Mixtur-Trautonium brummeln und fiepen und zwischendurch auch mal klassisch sonor eine Opernarie begleiten. Erfunden im Jahr 1930 von den Musikpionieren Friedrich Trautwein und Oskar Sala, ist der hölzerne Kasten mit unzähligen Knöpfen und Reglern eins der ersten elektronischen Instrumente und Vorläufer des Keyboards. Mit seinem eigens angefertigten Nachbau gibt Pichler Konzerte und hat erst kürzlich eine CD aufgenommen, hier aber ist er im lila Samtanzug und nebenbei am Duschkopf-Telefon Mädchen für alles und hat alle Hände voll zu tun, um Hubers zum Schluss immer sprunghaftere Rollenwechsel zumindest zu einem vorläufigen Abschluss zu bringen. Die kleinen Zuschauer würden sich schon beim Applaus am liebsten selber über die Klamottenkiste hermachen. ||

WIE DIE WELT AUF DIE WELT KAM

Schauburg | 30. März, 4. April | 9.15 Uhr | 1. April | 16 Uhr
4. April | 10.30 Uhr | Tickets: 089 23337155 | www.schauburg.net

MIX MATCH

Pasinger Fabrik | 25. März | 15 Uhr | Tickets: 089 8888806
Giesinger Bahnhof | 27. April | 10 Uhr | Tickets: 089 18910788

»Alle spucken auf dich!«

SABINE LEUCHT

»Mein. Herz. Brennt!« Zu Beginn des Films peitscht harter Rammstein-Sound das verzweifelte Mädchen Lilja durch eine graue Stadt. Im Marstall, wo Anja Sczilinski Lukas Moodyssons »Lilja-4-ever« mit der intergroup des Jungen Resi inszeniert hat, zupft Sonny Thet sein Cello, und dunkle Gestalten vereinen sich zu einem höhnisch-wohlklingenden Chor: »Alle spucken auf dich!«, singen alle außer Lilja, deren Geschichte auch hier an ihrem bitteren Ende aufgenommen wird und dann an den Anfang springt, wo sie hoffnungsvoll ihre wenigen Habseligkeiten in eine Tasche packt. Nach Amerika soll es gehen, denkt sie – und rechnet nicht mit der Selbstsucht ihrer Mutter, die die einzige Tochter alleine zurücklässt in der osteuropäischen Vorstadttristesse. Ohne Zukunft. Allein mit der brüchigen Loyalität ihrer Freunde. Allein mit den Männern, deren schmutziges Geld bald die einzige Einkommensquelle der 16-Jährigen ist. Bis sie das Versprechen einer großen Liebe nach München lockt (beim Schweden Moodysson war das falsche Eden Stockholm) – direkt in die Arme eines Zuhälters, hinauf auf die Autobahnbrücke und hinab in den Freitod.

Es ist beachtlich, mit welcher Leichtigkeit die 19-jährige Schülerin Soraya Bouabsa in der Titelrolle den Abend trägt, in dem außer Genija Rykova und Gunther Eckes nur jugendliche Schauspiellaien auf der Bühne stehen. Wie sie Kind ist und unbeschwert, aber auch einsam, wütend und schließlich zerstört, ohne eines dieser Gefühle zu sehr zu forcieren. Auch der erst 15-jährige Simon Schwald als Liljas kindlicher Verehrer Volodja überrascht mit seinem Mut zum nicht-ostentativen, geradezu entspannt wirkenden Spiel.

Die wie eine riesenhafte Lichtschachtel auf hohen Eisenbeinen schräg in den Raum gebaute Bühne Bärbel Kobers, in der statt eines starren Gitters Maschendraht federt, ist Liljas trügerisches Nest und die abschüssige Rampe über einem Abgrund, in dem sich Freier, Gefahren und falsche Freunde zusammenrotten. Die mal zarte, mal eindringlich-dynamische Livemusik des Cellisten und die Sprechchöre derer, die Lilja locken, mobben oder ihr im Supermarkt Kredit verwehren, weben ein dichtes Netz von Stimmungen, das auch die jugendlichen Darsteller, deren Bewegungen Alan Brooks in

Anja Sczilinski inszeniert
Lukas Moodyssons

»Lilja-4-ever« atmosphärisch
dicht mit jungen Laien.



Am Ende fängt sie kein Netz auf: Soraya Bouabsa als Lilja | © Konrad Fersterer

dynamischen Gruppenchoreografien gebündelt, verfremdet und mitunter auch zeitlupehaft verlangsamt hat, auffängt und schützt. Vorausschauende Milde gegenüber darstellerischen Schwächen oder allzu konkreten Sex- und Gewaltszenen lässt auch ein milchiger Vorhang walten, der irgendwann zwischen Bühne und Zuschauerraum niedergeht. Insgesamt gelingt Sczilinski und ihrem Team eine atmosphärisch eindringliche Arbeit, die sich klar und selbstbewusst von der starken Filmvorlage emanzipiert. Doch manch chorisches Raunen innerer Stimmen gerät unnötig melodramatisch und erklärbar, und manche Szene dauert länger, als es die hinter ihr stehende Grundidee verlangt. ||

LILJA-4-EVER

Marstall | 13., 27. März, 3. April | 20 Uhr | 28. März, 4. April
10 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

MÄRZ 2017

16.+18.+19.03. // 20:30 Uhr // schwere reiter
München-Premiere
**THE MAKING OF AMERICANS VON
GERTRUDE STEIN**
Marcel Schwald und Paraform

23.-25.03. // 20:30 Uhr // PATHOS Theater
München-Premiere
**LIEBESBLIND: WIDERRECHTLICHE
INBESITZNAHME**
Brigaden Stockholm/Berlin

29.03.-01.04. // 20:30 Uhr // PATHOS Ateliers
Wiederaufnahme
TASSO NACH GOETHE
Martin Clausen, Peter Trabner, Jörg Witte
und Barbara Balsei

PATHOS
münchen
WWW.PATHOSMUENSCHEN.DE

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Alle anderthalb Jahre findet in Wien, Zürich, Berlin, Frankfurt und Düsseldorf das Festival Freischwimmer statt. Und das funktioniert so: Die beteiligten Häuser brut, Gessnerallee, Sophiensäle, Mousonturm und FTT veranstalten einen Open Call in der jeweiligen lokalen Performance-nachwuchsszene und wählen gemeinsam die Projekte aus. Die Ergebnisse touren dann durch die fünf Städte. An die neunte Freischwimmer-Ausgabe mit dem nicht immer offensichtlichen Thema »Family Affairs« hat sich das hiesige Kulturreferat drangehängt und sie nach München geholt. Für eine eigene Produktion hat es bei der anscheinend recht kurzfristigen Aktion nicht gereicht. Obwohl: Die Gruppe The Agency hat von der Stadt München für »Perfect Romance« 18 000 Euro Debütförderung erhalten. Das Projekt ist inhaltlich praktisch deckungsgleich mit dem gastierenden »Love Fiction« derselben Gruppe. Nur hatte das bereits letzten Oktober Premiere, lange vor Vergabe der Münchner Fördergelder. Urteilt man nach den dreieinhalb Minuten des Trailers, darf man »Love Fiction« allerdings nur masochistisch veranlagten Sektenfans empfehlen, denen es vor gar keiner noch so dümmlichen Coachingveranstaltung aus inhaltsleeren Worthülsen graut.

In »Leopardenmorde« der Gruppe K.U.R.S.K referiert Timo Krstin mit Liliane Koch recht kathederhaft die Geschichte seines Großvaters – Plantagenbesitzer, Großwildjäger, SS-Massenmörder und nach dem Zweiten Weltkrieg Aktivist der Deutschen Friedensunion! Das birgt historische Reibungspunkte und hat zumindest für die Berliner Sophiensäle zum Skandal gereicht. Sie setzten die Performance ab, weil sie in der Darstel-



Anna Natt will fürs Schönsein leiden
© Piotr Rybkowski

Rapunzel und der Nazi-Opa

Das Festival Freischwimmer 2016/17 bringt Nachwuchssperformer nach München.

lung »deutlich zu geringe« kritische Distanz zum Rassismus der vorgetragenen Texte aus den 20er Jahren witterten. Anna Natt spürt in »dame gothel ... it hurts to be beautiful« mal mit güldenener Perücke, mal mit Salatkopf und Kräuselbart zu Harfenklängen Rapunzel nach, die in einem Turm aus Konventionen und Benimmregeln eingesperrt ist. Die Binse »Wer schön sein will, muss leiden« illustriert sie mit einem grotesken Prothesentanz und wildem Haareschütteln. Kuscheilig wird es mit Veza María Fernández Ramos und ihren drei Bühnenvätern in »The Father Care Piece Piece oder: Keine Angst, Papa spielt Theater!«. Freundlich klampfend spielen sie mit Fürsorgeverhältnissen und wollen die Rolle des Vaters umdefinieren, weg von patriarchalen Strukturen. Die Gießener Scripted Reality lassen das Publikum die Arbeit machen oder versuchen es zumindest in »Wie wir es wollen«. Grundlage für diese etwas chaotische Performance, in der so einiges durch die Luft fliegt, ist der Skandal um das Platzen von Arbeitgeberideologien in der TV-Soap »Marienhof«. Schön, dass der Freischwimmer hier angekommen ist und München eine feste Anlaufstelle werden soll, auch wenn die Produktionen nur zum Teil vielversprechend sind. Weniger seltsame Fördermanöver wären noch schöner. ||

FREISCHWIMMER 2016/2017

HochX | Kammerspiele | Pathos Theater | Schwere Reiter
7. bis 11. April | Termine: www.freischwimmer-festival.com
Tickets: www.muenchen-ticket.de, www.kammerspiele.de

RALF DOMBROWSKI

Pech hat, wer in der ersten Reihe sitzt. Es kann ihm passieren, dass er selbst, sehr spontan, zum Teil der Handlung wird. Allerdings ist das Publikum vorgewarnt. Denn das Fastfood Improvisationstheater ist inzwischen seit einem Vierteljahrhundert in München aktiv und baut aus dem Stegreif Szenen, Sketche und kleine dramatische Welten zusammen. Anfang der Neunziger aber waren die Schauspieler Pioniere. Als das Team von Theaterwissenschaftsstudent*innen im Hinterzimmer der Schwabinger Kneipe Heppel & Ettlich seine ersten Shows spielte, mussten die Akteure dem Publikum noch erklären, was sie auf der Bühne vorhatten. Seitdem haben Fast Food eine ganze Szene inspiriert. »Der Kern, was wir wollen und tun, ist eigentlich immer gleich geblieben«, erzählt Andreas Wolf, neben Karin Krug das letzte noch verbliebene Gründungsmitglied der Originalbesetzung. »Davon wollen wir uns auch gar nicht groß entfernen. Um diesen Kern herum aber haben wir alles Mögliche entwickelt, wobei nicht alles immer angekommen ist. Wir hatten zum Beispiel immer viel Spaß mit unseren Musikshows, mit drei Leuten meistens, und alles als

Achtung, Action!

Das Fastfood Improvisationstheater feiert sein erstes Vierteljahrhundert.

Songs interpretiert. Das erwies sich aber als zu eng, um damit ganze Abende zu gestalten. Ein echter Hit hingegen ist seit langem die Volks-Impro. Dirndl, Lederhose, bayerische Sprache, Komödienstadl plus Drama, das geht gut.«

Improtheater als Gestaltungsform ist inzwischen in der Bühnenwelt angekommen, als Theatersport oder auch Inspiration für zeitgenössische Inszenierungen. Aus Fastfood und der 1996 gegründeten Improschule wiederum sind Ensembles wie

Tatwort oder Isar148 hervorgegangen und haben ihrerseits die nächste Generation beeinflusst. Aber es gibt sie noch, die Originale, regelmäßig mit Shows wie »Best Of Life« im Münchner Schlachthof. Und sie haben einen Grund zum Feiern. Am 1. April laden die Fastfood-Akteure zur großen Jubiläumsshow, mit etwas mehr Spektakel noch als üblich: »Erst mal sind alle Spieler da, man sieht also Sachen, die man sonst kaum erlebt, weil sie in kleineren Gruppen nicht gehen. Außerdem ist es die Premiere unserer neuen Serie »Phobings«, benannt nach einem fiktiven Ort im S-Bahn-Bereich, wo sich auf der Terrasse eines Hauses drei Generationen, Nachbarn und so treffen, um so ihre ganzen Phobien der Gegenwart auszuleben und zu diskutieren.« Das kann ja heiter werden! ||

IMMER IM MOMENT – 25 JAHRE FASTFOOD IMPROVISATIONSTHEATER

Wirtshaus im Schlachthof | 1. April | 20 Uhr
Tickets: 089 72018264 | www.fastfood-theater.de

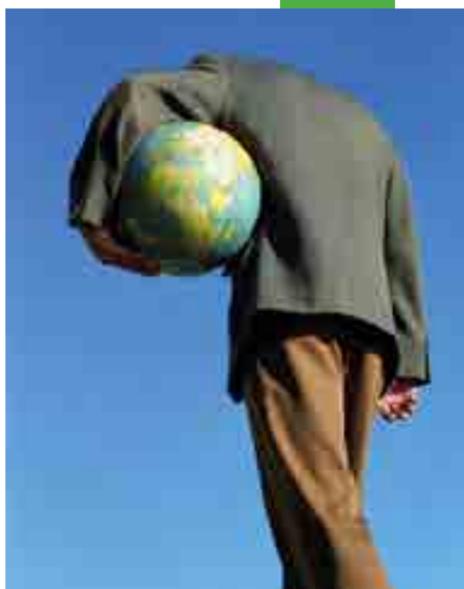
Filmisch denken: Vom Keller bis zum Mond

SILVIA STAMMEN

Aufstieg und Fall eines Schaffenswütigen vor dem Hintergrund eskalierender Systeme in einer neoliberalistischen Welt, so könnte man sehr verknüpft den Plot seiner neuen Performance umschreiben, wüsste man nicht, dass es bei Gert Neuner und seinem ETA Theater immer anders kommt, als sich vorhersagen lässt. Deshalb ist ein Vorbericht zu »Trigger«, der jüngsten Folge dieser seit Mitte der 1980er Jahre mit viel Lust und vehementem Gestaltungswillen unternommenen Theaterexpedition, auch notgedrungen eine Art Blindflug. Denn wenn sie eins gemeinsam haben, die gut zwei Dutzend ETA-Produktionen, die seither entstanden sind, dann ist es die intuitiv sprunghafte, filmische Logik surrealer Bilder und Räume, in der sich die anfangs noch brav eingefädelten Handlungsstränge regelmäßig in schönster Wirrnis auflösen.

»Normalerweise mach ich vorher die Geschichte fest, man kann darin wandern wie durch Straßen«, beschreibt Neuner mit schelmischem Blick seine erprobte Herangehensweise. »Und dann nehm ich die einzelnen Teile und komponiere sie neu. Das Narrativ ist dann natürlich für den Zuschauer völlig verloren.« Diesmal aber, verspricht er, »soll bis zum Schluss ein Zusammenhang erkennbar bleiben. Allerdings wechsele ich die Perspektive. Wenn ich an einem Haus vorbeigehe, kann ich ja erst in den Keller gehen oder ganz oben vom Mond runterschauen oder ein Vogel sein, das ist egal. Und ich hoffe, es funktioniert, dass es am Schluss ganz puristisch wird.« Grob gesagt spielt das neue Stück, das am 30. März unter anderem mit Gabriele Graf, Ari Mog und Sophie Wendt Premiere haben wird, im Zeitraum zwischen 2003 und 2013 und handelt von dem begab-

Gert Neuners neue Performance »Trigger« lässt hochfliegende Träume in die Psychose kippen.



Die Welt, wie Gert Neuner sie sieht
© Volker Derlath

ten Münchner Architekten Lenz von Bergen, der von einem weiblichen Zwillingsspaar beauftragt wird, eine Geburtsklinik in Antwerpen und ein Modeatelier im Lehel zu entwerfen. Durch einen Brand, bei dem die Tochter der einen Auftraggeberin umkommt, stürzen die hochfliegenden Pläne allerdings vor der Vollendung in sich zusammen, beide Damen verschwinden auf mysteriöse Weise, viel Geld steht auf dem Spiel, und dem Architekten wird ein Mord angelastet, was ihn für zehn Jahre ins Gefängnis und überdies in eine prekäre Seelenlage bringt.

Wie die Psyche eines Menschen durch äußere oder innere Auslöser aus den Fugen gerät, ist auch so ein wiederkehrendes Motiv, das Neuner, gerade mal 75, nun noch einmal mit frischem Elan anpackt: »Wenn man sich nicht zugebaut hat mit Sicherheiten und Mauern und sich seine Bewegungsfreiheit bewahrt hat, dann wird man im Alter erheblich verletzlicher und umso viel mehr strömen Geschichten auf einen ein. Die Fantasie ist größer geworden, man muss nicht mehr graben«, beschreibt er sein derzeitiges Lebensgefühl und fügt fast beschwichtigend hinzu: »Die Energie muss man schon einteilen. Dass ich jetzt hier drei Monate jeden Tag 14, 15 Stunden arbeite, muss auch nicht immer sein. Einmal mach' ich das jetzt noch und vielleicht noch mal irgendwann und dann habe ich künstlerisch andere Sachen vor.« ||

TRIGGER

Mucca im Kreativquartier | Dachauer Str. 112 d
30., 31. März, 1., 2. April | 20.30 Uhr | Tickets: 089 6514850

Himmel und Hölle auf Bairisch

Geballte Satire: Fünf Kabarettisten hatten in München Premiere mit ihren neuen Programmen.

SIGI ZIMMERSCHIED: »DER SIEBTE TAG – EIN ERSCHÖPFUNGSBERICHT«

Lustspielhaus | 13. März, 10. April | 20 Uhr
Tickets: 089 344974
Fraunhofer | 15.–18., 22.–25. März | 20.30 Uhr
wieder im August | Tickets: 089 267850
Lach & Schieß | 30. Mai–2. Juni | 20 Uhr
Tickets: 089 391997

Am Anfang war das Dunkel. Erst als der im Düstern heruntappende Schöpfungsassistent Berti demütig auf Knien betet »Es werde Licht«, lässt der grantige Gott, der wütend aus dem Off schimpft, es werden. Was Berti, Gottes rechte Hand und »kosmischer Arsch vom Dienst«, über die Genesis erzählt, widerspricht aller biblischen Überlieferung. Eigentlich war's nur ein Wettbewerb der Weltenschöpfer, aber bei dieser Galaxiade hat Gott eben nicht gewonnen. Und er hält sein Werk für so misslungen, dass er es am liebsten gleich wieder »mit dem Hammer z'sammhauen« möchte. Vor allem die verhasste Spezies Mensch: »Die da unten sollen sich ausradieren, so schnell wie möglich.« Der Berti aber mag das katastrophale Chaos und seine Bewohner. Er handelt einen Deal aus: Wenn er Gott einmal im Jahr zum Lachen bringt, darf die Erde weiterbestehen.

Mit seinem 18. Kabarettsolo »Der siebte Tag – Ein Erschöpfungsbericht« unternimmt Sigi Zimmerschied einen fulminanten Feldzug gegen die Dummheit, die täglich neue Katastrophen gebiert. Der 63-jährige Passauer ist ein Satire-Kraftwerk, das sich aus unbändigem Zorn speist. So vernichtend, wie Gott über die Menschen urteilt, so despektierlich redet sein Assi über den Chef. Der spielt zur Entspannung gern in der Hopperl-Kiste: Hopperl sind all die Sachen, die beim Erschaffen danebengegangen sind. Zum Beispiel der Affe, der grad noch als Material für den Menschen taugte. Die sieben Schöpfungstage sind in Bertis Bericht eine einzige Reihe von Zufällen und göttlichen Schnapsideen.

In seinen früheren Programmen entwarf Sigi Zimmerschied aus der geistigen Begrenztheit von Kleinbürgern das Schreckensmodell unserer Gesellschaft. Hier geht er den umgekehrten Weg, zertrümmert Religionsmythen und Weltbilder mit bairischem Berserker-Furor, mäht mit sarkastischem Witz die Ergebnisse der sozialen Evolution im Großen wie im Kleinen nieder. Vor seiner Wortgewalt und seinen überbordenden, teils absurden Einfällen hat nichts Bestand: »Nur weil man was net kann, is des net scho wertvoll.« Höherentwicklung? »Intelligenz ist ein Evolutionshemmer.« Der freie Wille? War ein Vorschlag Bertis, um den Boss zu erheitern.

Sein radikales Gegenmodell eines Schöpfungsberichts hat eine durchgehende Stück-Dramaturgie, die Zimmerschied trotz aller ausufernden Seitenhiebe auf Entertainer, Funktionäre und historische Politiker immer wieder einfängt. Er ist als Autor wie als Darsteller ein Solitär – der beste Zimmerschied, den es je gab. ||

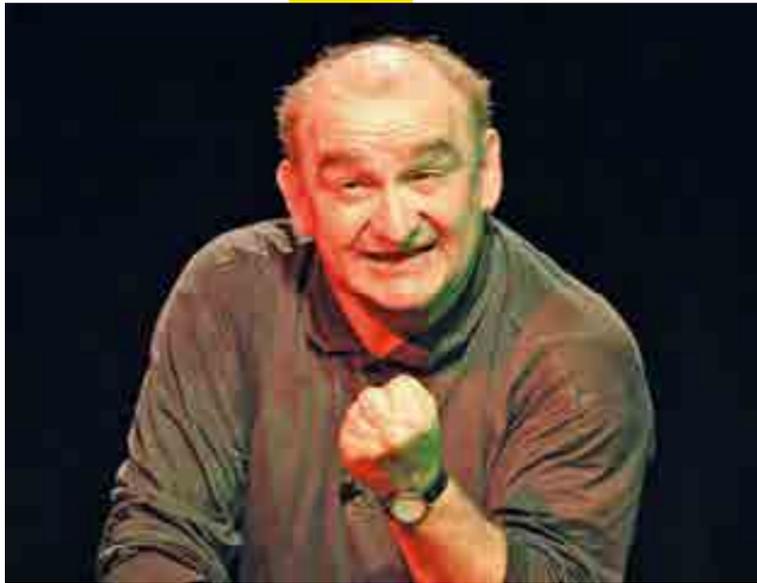
ALFRED DORFER: »UND ...«

Lustspielhaus | 25.–30. März | 16.–18., 21.–23. Nov. | 20 Uhr
Tickets: 089 344974

Der 55-jährige Wiener ist zwar kein Bayer, aber als Österreicher immerhin artverwandt. Und hier seit vielen Jahren schon so eingemeindet, dass er im Januar den Deutschen Kabarettpreis 2016 erhielt. Sein siebtes Programm »und ...« hatte denn auch in München Premiere. Ist der Titel nun Frage, Resignation oder Hoffnung?

Zunächst einfach nur Ungewissheit: Ein Mann sitzt auf gepackten Umzugskisten. Er muss sich neu erfinden. Beim Warten auf die Spedition erinnert er sich an Kindergeburtstage und das Verhältnis zu den Eltern. Prompt ruft die Mama auf dem allzeit präsenten Handy an: »Warum bist du so ein Kaschperl geworden und nicht Lehrer?« Dabei hat Dorfer doch (ganz real!) vor gut zehn Jahren noch promoviert. Er springt elegant zwischen den Themen, reflektiert sozial- und gesellschaftspolitisch im Kleinen, tagesaktuelle Politik braucht er nicht zu bemühen.

Dafür aber die Philosophie der Antike: Platons Höhlengleichnis, in dem die gefangenen Menschen Schatten für die Wirklichkeit halten, führt ihn zum zornigen Nachdenken über die Demokratie. Gegen die er einwendet: »Zwei frühe Lichtgestalten, Sokrates und Jesus, sind durch Volksentscheide ums Leben gekommen.« Er kennt den Grund aller populistischen Vereinfachung: »Wer nur einen Hammer hat, für den ist jedes Problem ein Nagel.« Dorfer reicht sein feiner Intellekt, um viele gut sitzende Nägel mit Köpfen zu hämmern. ||



Nie war er göttlicher: Sigi Zimmerschied | © Axel Schubert

ECCO MEINEKE: »DAS THEMA IST GEGESSEN«

Drehleier | 23.–25. März | 20 Uhr | Tickets: 089 482742

Essen muss man immer. Früher kochte eine Hausfrau den ganzen Tag, heute holt man im Supermarkt ein Fertiggericht für die Mikrowelle. Oder gleich was bei McDonalds. Kein Thema mehr? Mehr denn je. Zwischen Carnivoren, Vegetariern und Veganern toben Ideologiekämpfe. Und während in der Dritten Welt menschengemachte Hungerkatastrophen Millionen umbringen, gucken wir »Besser-Essis« aufs Haltbarkeitsdatum und werfen tonnenweise Essbares weg. Der vielseitige Kabarettist Ecco Meineke (sieben Jahre war er Darsteller und Autor im Lach & Schieß-Ensemble, als Musiker Ecco DiLorenzo spielt er in verschiedensten Formationen) hat zuletzt die wichtigste Lebens-Ressource Wasser erforscht. In seinem vierten Solo knüpft er sich unseren Umgang mit Lebensmitteln vor.

Seine Protagonisten der Diskussion sind Egon Menke und dessen Nachbarn, darunter die Veganerin Petra, der Prof. Kaiser-Schmarrn mit dem S-Fehler, der die Kulturgeschichte des Zuckers erkundet, und vor allem der alte Robert, dem beim Reden seine falschen Zähne im Weg sind und der sich gern in Erinnerungen an schlechte Kriegszeit verliert. Menkes Kühlschranks ist leer, er räsniert witzig über Entsorgung und Versorgung, nicht nur die eigene, sondern auch die globale. Meinekes Solo ist ein flammender Appell, erst mal im Kleinen nachzudenken und so auch was für die Rettung der Welt zu tun. ||

STEPHAN ZINNER: »RELATIV SIMPEL«

Schlachthof | 29. März | 20 Uhr | Tickets: 089 72018264
Casino am Nordbad | Winzererstr. 41 | 28. April | 20 Uhr
Tickets: 089 30749637

Himmel und Hölle sind Stephan Zinner wurscht – ihn treibt das irdische Hier und Heute um. In seinem vierten Kabarett-solo nimmt der 42-jährige Schauspieler, Musiker und dreifache Familienvater die Stolpersteine des Alltags ins Visier. Ohne die wär ja alles relativ simpel.

»Du wirst nicht reich mit der Blues-Musik, aber Du kriegst Charakter«, singt er zur Gitarre. Charakter braucht man, um eine Jeans zu kaufen, obwohl die Verkäuferin sie eindeutig zu klein findet: als Anreiz zum Abnehmen. Die Männlichkeit wird auch schwer geprüft, wenn man sich nur mit dem Handtuch um die Lenden zu Hause aussperrt und dank des Prinzessinnen-Duschgels der Tochter süßlich parfümiert bei der Tratsch-Nachbarin unterschlüpfen muss. Solche Peinlichkeiten singt Zinner einfach weg, befeuert von seinem Schlagzeuger Andy Kaufman aus Basel. Bayerischer Blues und Country, damit ruft er den verschwundenen Geschmack von Dolomiti-Eis in Erinnerung und beschwört Prediger: »Liaht, dass si die Balkn biagn.«

Wie kommt man am Kampfhund des Nachbarn im Treppenhaus vorbei? Warum geht ihm als Heimwerker alles schief, sogar der relativ simple Schreibtisch? Und wie kriegt man die Kinder von ihrer Tattoo-Begeisterung runter? Er schlägt ein gemeinsames Tribal-Tattoo für die Familie vor – wie wär's mit einer Schweinshaxe? Zinner kämpft sich durch qualvolle Elternabende und Fernseh-Trash und bleibt immer wunderbar bairisch und bodenständig. ||

MICHAEL ALTINGER: »HELL«

Stadthalle Germering | 18. Mai | 19.30 Uhr
Tickets: www.stadthalle-germering.de
Kulturhaus Milbertshofen | 18. März | 20 Uhr
Tickets: mail@stueckundwerke.de
Lach & Schieß | 4.–8. April | 20 Uhr
Tickets: 089 391997
Schlachthof | 27. April | 20 Uhr
www.kultur-im-schlachthof.de
Bürgerhaus Eching | 12. Mai | 20 Uhr
Tickets: www.buergerhaus-eching.de

Der Michi ist halt eine ehrliche Haut und ein guter Mensch: Weil er beim Einparken »female style« (!) einen Maserati touchiert hat, übernimmt er sofort die Schuld und will für den Lackschaden aufkommen. Denn er glaubt an Gott, sucht das Licht der Aufklärung, besingt rockig den kategorischen Imperativ.

Der Programmtitel »Hell« spielt mit der deutsch-englischen Doppelbedeutung, weil der Niederbayer weiß: »Der Himmel wird erstaunlich hell, wenn es die Hölle gibt.« Die stellt er sich als Theoretiker-Baumarkt vor, in dem man nichts findet. Und wenn's »um die Wahrheit, die reine Moral« geht, kann man auch mal Spitzel bezahlen.

Allerdings wurde »die Moralphilosophie erfunden vor der Vollkaskoversicherung«. So machen einige Handy-Telefonate mit dem Versicherungsagenten aus den Unfall-Fakten allmählich alternative Fakten, und am Ende schiebt ein geharnischter Brief dem Unfallgegner die Schuld zu. Genau das ist Altinger selbst passiert, nur war er der Geschädigte.

Er will die »Entsolidarisierung der Gesellschaft« aufspießen, aber dieser rote Faden lässt ihm viel Spiel-Raum für Exkursionen über Verschwörungstheorien, Sprizz-Tussis und den Fitness-Kult seines Spezls Pauli. Oder über Hellmuth Lux (!), den Erfinder so sinnloser Bedürfnisse wie dem nach einer Gabione, einem steingefüllten Drahtkäfig als Gartenzaun. Beim Feminismus war der Michi von Anfang an dabei – als Feindbild. In seinen Songs (Martin Julius Faber ist die Ein-Mann-Band) parodiert er gekonnt Popstar-Posen und Elvis-Hüftschwung. So manches bleibt in dieser quirligen Nummernrevue (Co-Autoren: Thomas Lienenlücke, Alex Liegl) allerdings abseits des roten Fadens als loses Ende hängen. Aber das tut dem Entertainment wenig Abbruch. ||

ALLE TEXTE: GABRIELLA LORENZ

Anzeige

KALLMANN-MUSEUM ISMANING

Ecce Creatura

MARCUS JANSEN
RUR ECHT VON KAUFMANN
RITA DE MUYNCK
G RARD STRICHER
18·2 – 23·4·17
KALLMANN-MUSEUM ISMANING

For you my love!
zum letzten Mal
im März



Liebeslichterloh
zum letzten Mal
im März



Salz
zum letzten Mal
im März



Die Entdeckung der
Langsamkeit
zum letzten Mal
im April



Magdalena Himmel-
stürmerin
zum letzten Mal
im Mai



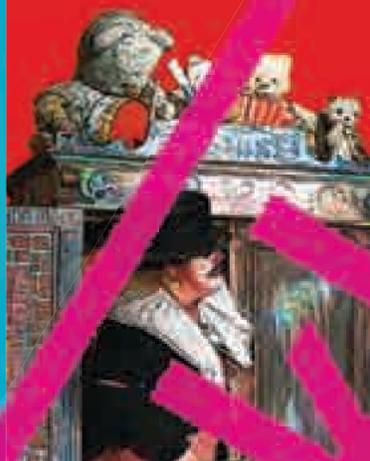
Ein Bild von Ivan
zum letzten Mal
im Mai



Der König hinter
dem Spiegel
zum letzten Mal
im Mai



Zirkus der
Kuscheltiere
zum letzten Mal
im Juni



Stühlchen
Himmelblau
zum letzten Mal
im Juni



Der fantastische
Fridolin
zum letzten Mal
im Juni



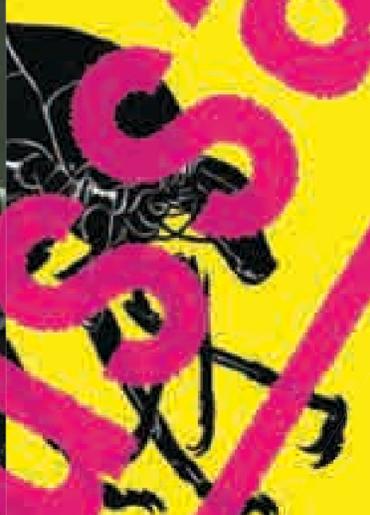
Tiger und Bär
zum letzten Mal
im Juni



Intimate Stranger
zum letzten Mal
im Juni



Fahrenheit 451
zum letzten Mal
im Juni



Frosch und die
Anderen
zum letzten Mal
im Juni



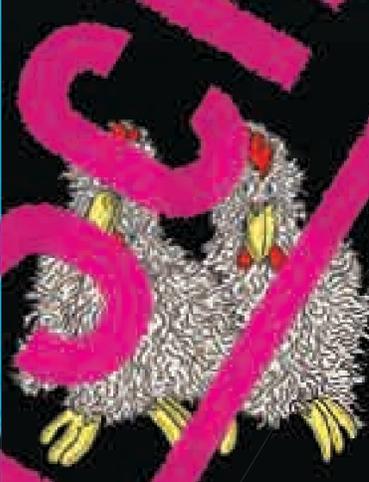
20.000 Meilen
unter den Meeren
zum letzten Mal
im Juni



Wie die Welt
auf die Welt kam
zum letzten Mal
im Juni



Hühnerglück
zum letzten Mal
im Juni



La Strada
zum letzten Mal
im Juni



Der Aufsatz
zum letzten Mal
im Juni

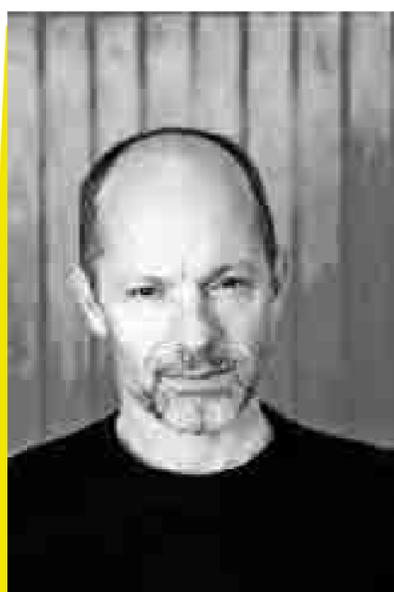


Der fliegende
Holländer
zum letzten Mal
im Juni



Mit dem Tod tanzen

Zwei Sinfonien – zwei Choreografen.
Für die neue Gärtnerplatz-Premiere setzt sich
Ballettchef Karl Alfred Schreiner mit
Sibelius' Nr. 7 auseinander, und der Ire Michael
Keegan-Dolan hat Dvořáks Nr. 8 gewählt.
Ein Probenbesuch.



Michael Keegan-Dolan | © privat

CARMEN KOVACS

Die Außenstelle des Gärtnerplatztheaters ist ein unerwartet freundlicher Ort. In den Räumen der ehemaligen Filmhochschule hinterm Giesinger Bahnhof sind die Flure weit, der Pförtner hat Tiefe und Humor und die Tänzer zeigen ein angenehm ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Mitten in der Nachmittagsprobe wird Einlass gewährt. Im Ballettsaal läuft nicht Musik, sondern eine Diskussion. Der irische Choreograf Michael Keegan-Dolan sitzt im Kreis mit einer Gruppe Tänzer und spricht darüber, ob man die Dinge, die einen beschäftigen, vor der Tür lassen sollte, und welche Möglichkeiten es gäbe, sie produktiv für die Bühne zu nutzen. Zustimmendes Nicken, aber auch Widerspruch aus der Gruppe – man hört einander zu. Schnell wird klar: In seiner ganzen Herangehensweise setzt Keegan-Dolan auf gegenseitigen Respekt und Augenhöhe. Mit ihm arbeiten soll nur, wer wirklich will. Und gearbeitet wird an »Jean und Antonín«, einem zweiteiligen Ballettabend, der Anfang April in der Reithalle uraufgeführt wird.

So brüderlich narrativ, wie der Titel klingt, ist er nicht gemeint. Getauft ist der Abend nach den Komponisten der verwendeten Musik. Jean ist Sibelius, Antonín ist Dvořák. Ballettdirektor Karl Alfred Schreiner wird zu Sibelius' 7. Sinfonie die Vergänglichkeit des Seins und des Moments tänzerisch befragen – es geht um die Wehmut hinter dem Zurücklassenmüssen. Keegan-Dolan, der mit seinem Ende der 90er Jahre gegründeten Fabulous Beast Dance Theatre für stark theatral und fantasievoll bildhafte Produktionen bekannt ist, wurde eingeladen, sich mit Dvořáks 8. Sinfonie auseinanderzusetzen. In der Probenwoche Anfang März arbeitet er gerade mit zwei Tänzerinnen am Beginn des zweiten Satzes, Adagio. Dabei ist er ein softer Typ, leise und weich in der Stimme zählt er die Achten.

Wenn Keegan-Dolan tanzt, schaut er nicht in den Spiegel, beinahe sind seine Augen geschlossen. Er fühlt den Bewegungen nach, als erfinde er sie erst in diesem Moment. Und diese Bewegungen sind ähnlich weich wie er: fließend und fallend, die Arme, der Kopf. Immer wieder tauchen sie ab Richtung Boden, der die Schwerkraft statuiert. Die langen Haare sind dabei hoch im Kurs, wehen, wischen und verlängern die Geste. Ob sie dem Flow folgen oder ihn erst erzeugen, ist nicht ganz klar.

Schön ist, wie auf Details geachtet wird. Keegan-Dolan choreografiert eine Begeisterung in die Fingerspitzen hinein, die das Mechanische verbietet und dem Charakteristischen einer scheinbar banalen Bewegung eine andere Farbe gibt, meistens leuchtend. Die Angst vor dem Kitsch ist da, besonders bei Dvořák. Aber, so erzählt er im Gespräch nach der Probe, vielleicht ist das Problematische dabei nicht die Musik, die kitschig ist, sondern der Zynismus, der uns nicht mehr erlaubt, berührt zu werden. Für ihn ist Dvořáks Musik sowohl leicht und heiter als auch melancholisch, von einer Schwere durchzogen. Deshalb beschäftigt er sich in »Antonín« thematisch mit etwas, wovon wir oft erst allzu spät berührt werden, nämlich mit dem Tod.

»Beim Hören der Musik musste ich einfach immer wieder an ein Begräbnis denken – vielleicht auch, weil ich in der letzten Zeit einige miterlebt habe. Wir sind sehr geschickt darin, Gedanken an den Tod zu verdrängen. Unsere Gesellschaft hätte eigentlich das Potenzial, besser damit umzugehen. In Irland beispielsweise gibt es diese Sitte, bei Begräbnissen zu tanzen. Die Leute finden dadurch eine Form des Ausdrucks, den Schock und die Trauer zu verarbeiten. Für mich war Tanz sowieso immer schon therapeutisch. Also dachte ich, warum nicht eine Beerdigung, auf der eben getanzt wird? Vielleicht wird es sogar einen Sarg geben. Blumen, Kerzen, Zigaretten und Konfetti, wer weiß.« Keegan-Dolan hat keine Angst, über Gefühle zu sprechen, und tut dies mit einer Selbstverständlichkeit, die keine Spur kalkuliert ist. Den Tod stellt er sich als einen Übergang vor – zumindest mag er die Idee, dass darin eine Art Lebendigkeit liegt. Genau diese wird dann auf der Bühne spürbar werden. »Es wird theatrale Situationen geben, aufgeladen sowohl durch Stillstand als auch durch Intensität. Die Bewegungen sind eher abstrakter Natur. Es geht schließlich weniger um Bedeutung, als um den Ausdruck eines inneren Gefühls.« Und dieses Gefühl ist im Angesicht des Todes die Affirmation des Lebendigseins. ||

JEAN UND ANTONÍN.
ZWEI SINFONISCHE BALLETTTE
Reithalle | Heßstraße 132 | **1., 3., 4., 6., 8., 12. April**, 19.30 Uhr; **9. April**, 18 Uhr
Einführungsmatinee: **19. März**, 11 Uhr,
im Akademietheater am Prinzregentenplatz
www.gaertnerplatztheater.de

COMING SOON
03. - 11.04.
BALLETT
FESTWOCHE
BAYERISCHES
STAATSBALLETT

Alice im Wunderland

Maestro

Spartacus

Maestro Heine-Bosl-Sinfonie /
Junior Company

Sinfonie in C / In der Nacht /
Admission

Romeo und Julia

La Fille mal gardée

Info / Karten
T 089 21 85 1920
www.staatsballett.de

Partner des
Bayerischen Staatsballetts

sij | group



Das bin ich nicht!

Katja Wachter zeigt diesmal etwas ganz anderes. Ein Gespräch über Stil, das Eigene und das Fremde.



Ihre erste Choreografie datiert von 1994 und wurde gleich auf der Tanzplattform Deutschland gezeigt. Seit 1995 tanzt und arbeitet Katja Wachter mit ihrer Kompanie Selfish Shellfish in München. Sie wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt zusammen mit Katrin Schafitel mit dem Preis der Kritiker beim Festival für choreografische Miniaturen in Belgrad, und choreografierte international. Dass sie mit Sprache umzugehen weiß, zeigte auch der Erfolg ihres ersten Theaterstücks 2013. Ein Aktivposten für die Münchner Szene ist sie nicht zuletzt als Dozentin für zeitgenössischen Tanz und Improvisation an der Iwanson International School of Contemporary Dance sowie an der Theaterakademie August Everding in den Studiengängen Musical, Schauspiel und Regie. Im März probt sie ihre neue Produktion »NichtIch«.

In der Vorankündigung ist von Innovation als Anforderung an zeitgenössische Kunstproduktion die Rede, aber auch von »eigenständiger künstlerischer Stilik«. Damit können ja nicht »historische« Tanztechniken wie Graham oder Jazz Dance gemeint sein, die Sie sicher noch gelernt haben. Ist denn Stil überhaupt noch ein zeitgemäßer Begriff?

Für mich absolut. Ich finde, dass man bei einzelnen Choreografen das Eigene total erkennt, zum Beispiel bei Hofesh Shechter.

Man müsste also innerhalb des eigenen stilistischen Idioms innovativ sein?

Das ist die Frage. Über mich sagt man, ich hätte einen sehr spezifischen Bewegungsstil. In

Zeiten, wo man die Tänzer in Produktionen immer mehr mitchoreografieren lässt, geht das zunehmend verloren, teilt sich auf. Früher hat der Choreograf das Material vermittelt und – quasi aus einem Guß – eine Bewegungssprache hervorgebracht. Ich lasse zwar auch improvisieren, versuche aber schon mit eigenem Material, das ich einbringe, Dinge auf den Punkt zu bringen. Im Vergleich zu früher, wo ich alles selbst kreiert habe, ist es heute mehr ein Austausch, ein Geben und Nehmen.

Ihr neues Stück »NichtIch« beschäftigt sich nun mit dem »Eigenen« dezidiert indirekt, nämlich mit den »persönlichen No-Gos«. Kommt man aus dem Eigenen überhaupt heraus?

Ich versuche zumindest, diese Aufgabe nicht in »meinem« Stil anzugehen. Auch wenn die Gefahr besteht, dass man in die eigene Stilik abgleitet, oder dass das speziell Eigene sich doch darin mitteilt, weil es ja einen persönlichen Grund hat, warum ich eine andere Stilik nicht umgesetzt, ein Thema oder Material bisher abgelehnt habe. Aber es ging mir tat-



»NichtIch« – Katja Wachter und James Newton | © Franz Kimmel (2)

sächlich darum, das eigene Material loszulassen und zu versuchen, sich etwas anderes überzustülpen.

Wie kamen Sie auf die Idee?

In der darstellenden Kunst ist ja immer mehr gefragt, sich selbst neu zu erfinden. Auch wenn man seine Richtung gefunden hat, den eigenen Weg geht, muss man dazu ein neues Label, eine neue Formel, anderes Design präsentieren. Nach einer gewissen Zeit muss man sich als »wieder frisch« zeigen. Das führt zu kurzlebigen »Produkten«. Ein anderer Grund war, dass ich in meiner speziellen Art und mit meinem persönlichen Geschmack immer genau wusste, warum mir etwas – für mich – nicht gefällt, und mich nun darauf einlassen wollte, was es heißt: Das ist dezidiert nicht »mein« künstlerisches Ausdrucksmittel.

Haben Sie mit Listen gearbeitet?

Ja. James Newton, der von Musik und Schauspiel herkommt, und ich haben beide eine Liste erstellt, die die Grundlage des Abends bildet. Wir benennen, was uns abtört, und erklären das »Warum nicht«. Das Publikum muss es sich freilich auch zusammensetzen, denn wir gehen nicht Punkt für Punkt vor und wechseln, im Spiel mit den »Persönlichkeiten«, auch die Rollen – so viel sei vorab verraten. Es geht nicht um technische Fertigkeiten, sondern darum, sich mit einer anderen Ästhetik auseinanderzusetzen, sich hinzustellen mit etwas, was man künstlerisch nicht vertritt.

Bleibt andererseits das »Authentische« nicht immer eine nachträgliche und zukunfts-

zugewandte Behauptung? Macht man nicht vieles sowieso dauernd falsch?

Zu tun, was man eigentlich nicht machen will, kann einerseits befreiend sein und ist interessant aus Sicht des Performers: wenn man nicht will, dass es total funktioniert und von außen toll aussieht – weil man es ja eigentlich scheiße findet. Eine Diskrepanz, die ich mag. Körpersprachlich Dinge zu benutzen, um daran zu scheitern, ohne wiederum total zu scheitern. Anders gesagt: sich auf diese spezielle Weise um sich selbst zu drehen. Interessant ist wiederum auch, wie das Publikum das sieht.

Wenn man Wachter kennt?

Es kann gut sein, dass Zuschauer, die meine Arbeiten kennen, ein zusätzliches Irritationsmoment erleben. Aber auch wer diese zwei Menschen auf der Bühne noch nie gesehen hat, kann aus dem Gesagten und dem, was wir tun, vieles für sich finden. Diskrepanzen entdecken, eigene Vorlieben und Abneigungen erkennen. So wie wir uns auf verschiedenen Ebenen sehr persönlich mit dem auseinanderzusetzen, was wir zeigen. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

Träumereien einer besseren Welt

Maged Mohamed inszeniert die Begegnungen des kleinen Prinzen in der Wüste zu Musik von Erik Satie und Darius Milhaud.

ANNA SCHÜRMER

»Der kleine Prinz« ist der Liebling aller lesenden Träumer. Die in 180 Sprachen übersetzte Erzählung wurde vielfach auf die Bühne gebracht, 2003 von Nikolaus Schapfl als Oper und 2004 von Gregor Seyffert als Ballett adaptiert, und an der Bayerischen Staatsoper kann man Antoine de Saint-Exupéry's zauberhaftes und assoziationsreiches Märchen über Freundschaft und Menschlichkeit nun als Tanztheater für sieben Tänzer (ein Wiedersehen auch mit früheren Ensemblemitgliedern), einen Schauspieler und eine kleine Musikbesetzung mit Geige, Bratsche, Cello, Klarinette und Klavier erleben.

Auf dem bekannten Buchcover steht der kleine Prinz verloren auf seinem winzigen Asteroiden, »kaum größer als ein Haus«. Ab dem 29. März ist der »Petit Prince« auch auf der Bühne des Rennert-Saals am Marstallplatz zu Hause, wo ihn der ägyptische Choreograf Maged Mohamed – ehemals im Ensemble des Staatsballetts – zum Tanz mit seinen Freunden auffordert. Der gestrandete Pilot, die eitle Rose, der König, der ein fiktives

Reich beherrscht, und ein Geschäftsmann, der behauptet, die Sterne zu besitzen – all die bekannten Figuren werden in Klang und Bewegung übersetzt.

Auch für die Münchner Inszenierung des Märchens als Tanztheater bleibt ein Satz zentral: »Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.« Vielleicht ist gerade der tänzerische Ausdruck als bewegtes Gefühl besonders geeignet für den emotionalen Herz-Blick, auch wenn die Bühne eine visuelle Angelegenheit bleibt. Das unsichtbare Wesentliche wird dabei in die Sphäre des Klangs und der Musik verlagert. Den Ton verleihen dem tanzenden »Petit Prince« in dieser Produktion zwei französische Komponisten, die Saint-Exupéry's charmanter Leichtigkeit in nichts nachstehen: Darius Milhaud und Erik Satie. Milhauds ausgeprägter Klangsinn bei weitgehendem Verzicht auf strenge Techniken des Tonsatzes und Saties minimalistische Aphorismen mit viel Witz und wenig Eitelkeit sind Musik, wie sie dem kleinen Prinzen gefallen müsste. Empfohlen wird das Tanztheater für Kinder und Jugendliche ab zehn Jahren. Davon sollten sich aber die »großen Leute« nicht abhalten lassen. ||

DER KLEINE PRINZ

Rennert-Saal | Marstallplatz 5 | 23.–29. März
wechselnde Anfangszeiten
Tickets: 089 21851920, www.staatsoper.de

Anzeige

KONZERT

Minas Borboudakis

Werke für Percussion
In memoriam Peter Sadlo

Requiem für einen Felsen –
In memoriam P. S. (2016/17)
für Schlagzeugquartett

Evlogitória –
In memoriam Iannis Xenakis (2001)
für Schlagzeug solo

Unisono (2003)
für zwei Schlagzeuger

Nachklänge des Meeres (V) (1997)
für Schlagzeug solo

Dead Strokes (2006)
für Marimba solo
und Schlagzeugquartett

Ausschnitte aus Angels (2013/14)
für Schlagzeugquartett und Elektronik

Orff-Zentrum München
Do, 6. April 2017, 20 Uhr

APRIL 2017



Foto: © Marianna Karali

Schlagzeug: Richard Putz, Sergey
Mikhaylenko, Špela Mastnak,
Patrick Stapleton, Daniel Martinez

Klangregie: Paolo Mariangeli
Dirigent: Minas Borboudakis

Eintritt: Euro 18,00, ermäßigt: Euro 10,00
(für Schüler, Studenten und Rentner)
Abendkasse eine Stunde vor Beginn der
Veranstaltung
Um Voranmeldung wird gebeten

Orff-Zentrum München
Staatsinstitut für Forschung
und Dokumentation

Kaulbachstraße 16
80539 München
Telefon (0 89) 28 81 05-0
Fax (0 89) 28 81 05-33
kontakt@orff-zentrum.de
www.orff-zentrum.de

orff
zentrum
münchen



Lena Gorelik | © Charlotte Troll



Tabubrüche

Beim Festival »Wortspiele« im Muffatwerk stellt Lena Gorelik ihren neuen Roman »Mehr Schwarz als Lila« vor, eine Geschichte über die emotionalen Verstörungen einer 17-Jährigen, deren Verhalten während einer Klassenfahrt nach Auschwitz einen Skandal auslöst.

Sie sind schon mehrmals bei den »Wortspielen« aufgetreten. Was macht für Sie deren besonderen Reiz aus?

Ich finde dieses Festival großartig: Man lernt viele neue Autoren kennen, und die Stimmung hat nichts akademisch Feierliches. Man kann Literatur ganz unmittelbar erleben. Zudem sind die »Wortspiele« für mich mit starken Gefühlen verbunden. Dort fand meine allererste Lesung statt. Ich hatte an einem Creative-Writing-Kurs an der Uni teilgenommen, und Johan de Blank hat vier von uns eingeladen. Wir waren sozusagen die Vorband. Ich war total nervös und hab' den ganzen Tag geübt. Und dann habe ich völlig unerwartet den Publikumspreis gewonnen. Das war unglaublich! Ich freue mich richtig darauf, dort wieder zu lesen.

Wie ist die Idee für Ihren neuen Roman entstanden?

Ich wollte schon lange einen Coming-of-Age-Roman schreiben, und ich beschäftige mich viel mit dem Thema Erinnerungskultur. Der Zugang dazu ist üblicherweise sehr pädagogisch-normativ. Ich wollte das einmal aus einem anderen Blickwinkel betrachten und eine andere Sprache dafür finden. Das zentrale Gefühl der Jugend ist Unmittelbarkeit. Alles trifft einen, schmeißt einen um, man hat zu nichts Distanz. Diese Unmittelbarkeit wollte ich widerspiegeln. Aber ich fand lange nicht den richtigen Ton. Ich habe an diesem Roman länger als an allen meinen anderen Büchern gearbeitet. Ich hatte richtige Schreibkrisen. Irgendwann war ich so verzweifelt, dass ich gesagt habe: Ich fahre jetzt nach Auschwitz. Was ich dort sah, hat mich total schockiert: Beinahe alle haben Selfies gemacht, Eltern fotografierten ihre Kinder vor der Gaskammer: »Spatzel, stell dich da mal hin. Ja, so ist es schön.« Junge Japanerinnen haben sich fürs Foto den Lippenstift nachgezogen. Ich war fassungslos. Das ist heute die ganz normale Realität in Auschwitz, und darüber wird kaum geredet.

Alex löst mit einem Kuss in Auschwitz heftige Empörung aus. Auschwitz-Besuche sind mit großen emotionalen Erwartungen befrachtet. Wir erwarten – zu Recht –, dass solche Gedenkorte erschütternde Gefühle wecken. Etwa: Du musst weinen. Das erzeugt einen Druck, mit dem Jugendliche schwer umgehen können.

Die Jugendlichen in Ihrem Roman spielen mit Grenzüberschreitungen. Tabus gelten gern als ein Synonym für Lügen. Aber führen uns Trump und die neuen Rechten nicht gerade vor, dass Gesellschaften ohne Tabus zu verrohen drohen?

Ja, natürlich. Wobei man unterscheiden muss zwischen echten und vermeintlichen Tabubrüchen, die instrumentalisiert werden. Wir erleben zurzeit, wie dadurch ein Wandel in der Sprache, im Sagbaren stattfindet. Wir brauchen eine offene Debatte, es muss erlaubt sein, über alles zu diskutieren. Aber wenn man rassistische und antisemitische Gedanken als mutige Tabubrüche instrumentalisiert, werden Schleusen geöffnet. Mir macht es wahnsinnige Angst, was gerade passiert.

Sie kamen als 11-Jährige aus Russland nach Deutschland. Wie haben Sie die deutsche »Erinnerungskultur« erlebt?

Das »Dritte Reich« war in der Schule als Thema allgegenwärtig. Viele meiner Mitschüler haben gesagt: Nicht schon wieder! Da entstand eine Art Abwehr. Die Schüler bekommen vermittelt, was sie fühlen sollen. Doch um tiefe Gefühle wie Trauer, Verzweiflung, Verstörung, Wut zuzulassen, sich mit der möglichen Schuld der eigenen Großeltern auseinanderzusetzen, muss man innere Blockaden lösen. Tatsächlich aber baut der pädagogisch normierte Druck eher emotionale Blockaden auf. Ich erinnere mich, wie ich als Schülerin über das Auschwitz-Gelände lief und dabei meine eigenen Reaktionen überprüfte. Und ich bin da ja als Jüdin eher entspannter.

Entspannter?

Ich habe nicht die Pflicht, mich der Schuldfrage zu stellen. Ich muss mir nicht überlegen: Was hat mein Großvater gemacht? Ich gehöre sozusagen auf die gute Seite.

Waren Sie die einzige jüdische Schülerin?

Ja. Ich habe mein Jüdischsein in Deutschland ganz neu erfahren. In Russland bedeutete es, ausgegrenzt zu werden. Wenn meine Großtante getrunken hatte, begann sie jiddische Lieder zu singen, und sofort legten alle die Finger auf die Lippen: »Pscht, pscht! Das hören die Nachbarn.« Ich habe bald gemerkt, dass mein Judentum ein großes Ding ist für die Deutschen. Ich wurde ständig in andere Klassen geschickt und musste erklären, wie die Juden Pessach feiern. Als Rabin getötet wurde, musste ich für die gesamte Israel-Politik herhalten. Ich war in der siebten Klasse und hatte davon keine Ahnung. Ich wurde

benutzt, und irgendwann habe ich mein Jüdischsein selbst benutzt. Ich konnte an jüdischen Feiertagen die Schule schwänzen, ohne je eine Synagoge zu betreten. Ich hab das dann raushängen lassen: Ich bin anders, weil ich jüdisch bin.

Sie haben in Deutschland zunächst in einer Flüchtlingsunterkunft gewohnt. Die Erinnerung an dieses – wie Sie es formulierten – »Sich-falsch-Fühlen«, »sich schämen für das, was man ist« hat sie lange verfolgt.

Ich habe immer versucht, möglichst deutsch zu sein, alles perfekt zu machen. Meine Eltern waren mir peinlich, weil sie russisch waren. Diese kindliche Angst aufzufallen, anzuecken, konnte ich nur schwer abstreifen. Später pendelte ich zwischen zwei Extremen: Überanpassung und demonstratives Anderssein. Es war ein langer Prozess, mich davon zu befreien, und dafür war das Schreiben ganz wesentlich. Es hat viele Bücher und Essays gebraucht, bis ich einfach ich selbst sein konnte.

Ihre ersten Bücher waren autobiografisch gefärbt. Mit »Null bis unendlich« haben Sie begonnen sich davon zu lösen und erstmals auch Kritik geerntet. War das eine schmerzliche Erfahrung?

Schlechte Kritiken tun immer weh. Was mich vor allem getroffen hat, war, dass es gar nicht um literarische Kriterien ging. Ich hatte das Gefühl, dass man mich angreift, weil ich nicht in der Schublade bleibe, in die man mich gesteckt hat. Themen wie Judentum und Migration sind mit einer wahnsinnigen Ernsthaftigkeit belastet. Da ist es superangenehm, wenn jemand wie ich daherkommt und leicht und witzig darüber schreibt. Das habe ich bedient, und es war damals richtig und wichtig für mich. Aber nach »Lieber Mischa« wollte ich mich anderen Themen zuwenden. Vielleicht brauchte ich auch nicht mehr auf dieselbe Weise Anerkennung. Ich will es mir nicht in einer Schublade bequem machen. ||

INTERVIEW: PETRA HALLMAYER

LENA GORELIK: MEHR SCHWARZ ALS LILA

Rowohlt, 2017 | 251 Seiten | 19,95 Euro

WORTSPIELE FESTIVAL 17

15.–17. März | Muffatwerk, Club Ampere | Zellstr. 4
Beginn jeweils 20 Uhr | Tages- oder Festivalticket unter
0800 5900594 oder 089 54818181 sowie an der Abendkasse
Lena Gorelik liest am Freitag, 17. März

LYRIK

DULDUNGSGRAD

Es mag sich wohl um eine Grundannahme handeln, dass dieser Anblick den stürmischen Zweiflern auf immer widerstehen wird:

ein vereinzelter Baum auf verschneitem Feld.

Da es ein ausgefuchster Ort ist,
wirst du hier über keine Frage stolpern.
Unbeweglich steht die kleine Blutbuche dort,
in allem, was du verleugnest, gibt sie dir Recht.

Dein Kopf wie eine starke Hand
stützt sie, sein Neigungswinkel
hilft deinem Duldungsgrad,
das Maß zu geben

ORSOLYA KALÁSZ

© Orsolya Kalász, 2016 | mit freundlicher Genehmigung

ORSOLYA KALÁSZ: DAS EINE

Brueterich Press, 2016 | 88 Seiten | 20 Euro

274 zu 377 steht das Belege-Ergebnis der Suchmaschine zum seltenen deutschen Kompositum »Duldungsgrad« bzw. zum ungarischen Begriff »túrésfok«. Die gebürtige Ungarin und in Berlin und Budapest lebende Autorin und Übersetzerin Orsolya Kalász steht mit diesem Gedicht und ihrem neuen, schön aufgemachten Gedichtband »Das Eine« in beiden Preferlisten oben. Nun wird sie mit dem renommierten Peter-Huchel-Preis ausgezeichnet: für ein herausragendes Werk des letzten Jahres (Mitschnitt der Preisverleihung am 3. April unter www.peter-huchel-preis.de).

»Verdeutlichung durch Übertreibung« ist eine Regel, der die heraldische Darstellung des Löwen folgt, das soll auch für Lieder über die Liebe gelten, so heißt es in »Motto«, dem ersten Text des Bandes. Heraldik und allegorisches, stellvertretendes (auch adressatenbezogenes) Sprechen ist eines von Kalász' Verfahren; kursiv markiert zitiert sie – etwa aus Getrud Kolmars 1934 bei V. O. Stomps erschienenem Gedichtbuch »Preußische Wappen«. Das Bild-Zentrum dieses Gedichts ist eine traditionsreiche Pathosformel der Naturbetrachtung: der anthropomorphisierte »einsame Baum«. Eine andere poetische Strategie ist Verdeutlichung durch Abwägen: Versuche, »Maß zu geben«. || tb

Anzeigen

Landeshauptstadt München Kulturreferat

MÜNCHNER KAMMERSPIELE 31

PATHOS

30. März – 8. April 2017

gänger grenz

8. Inklusives Theaterfestival

atelier hpca München
Theater DIE TONNE Reutlingen
Stoppgap Dance Company Surrey, England
„Ich bin O.K.“ Dance Company Wien
Theater Apropos München
collectif DADOFONIC Luxemburg
Theater Thikwa Berlin
Theater Brüt Passau
Teatro la Ribalta Bozen

TamS theater Haimhauser Straße 13a 80802 München 089 34 58 90
www.grenzgaenger-theater.de

|| Pro & Kontra ||

Derzeit schreibt Thomas Lang »öffentlich« an einem Netzroman. Jeder kann während des Entstehens des Textes Vorschläge machen. Ist das ein Weg oder ein Holzweg in die Zukunft der Literatur?

ANGELIKA OTTO: PRO

Mit dem Netzroman werden exemplarisch die Möglichkeiten erprobt, die das World Wide Web Literaten und Lesern eröffnet. Das Projekt zeigt, dass sowohl Schriftsteller als auch das Publikum und nicht zuletzt das literarische Werk von einer gezielten Transparenz und einem gemeinsamen Kreativsein profitieren können.

Thomas Lang lässt uns in seine Schreibwerkstatt blicken und sogar an seinem Arbeitsprozess teilnehmen. Der künstlerische Akt des Schreibens, gemeinhin als eine der einsamsten künstlerischen Tätigkeiten bekannt, wird dem Publikum so nähergebracht, wird transparenter und diskutabel. Ein Mut, der von den Lesern belohnt wird. Der Schriftsteller erfährt unmittelbar, welche Wirkung seine Zeilen und Ideen entfalten. Dabei geht es nicht wie beim Lektorieren um ein unmittelbares Verbessern des Textes, sondern ein Auffächern seiner Rezeptionsmöglichkeiten.

Diese Möglichkeit der Interaktion und Kommunikation mit anonymen Lesern ist mit Lovelybooks und ähnlichen Plattformen schon seit längerer Zeit etabliert. Die User der Plattformen schwärmen von der Chance, auf ganz andere, unmittelbare Weise in Kontakt treten zu können als z. B. auf Lesungen. Die dort vorgestellten Werke beeinflusst das allerdings normalerweise wenig.

Der Netzroman geht hier ein Stück weiter, weil er den Lesern die Möglichkeit gibt, in den Text einzugreifen. Nicht in den Stil, aber in das Konzept, einzelne Charaktere und Textstellen. Die Gefahr eines »Kollektivromans«,

qualitativ nur so gut wie der kleinste gemeinsame Nenner des Kollektivs zu sein, umschiffet der Autor, da sie ihm schon aus früheren Kollektivprojekten bekannt ist. Deswegen lässt er das Publikum kommentieren und erwidert Kommentare oder lässt sie wie im Falle einer Münchner Schulklasse sogar einen Charakter mitgestalten, aber schreiben, das tut nur er. So kann trotz zahlreicher Mitwirkender ein Werk entstehen, das seinen genuinen Stil behält.

Der Netzroman erzählt seine Geschichte auf diese Weise genauso spannend wie die seiner Leser und seines Autors. Man erfährt, wie Thomas Lang Figuren entwickelt, was ihn inspiriert, aber auch wie unterschiedlich seine Entwürfe bei den Lesern angenommen werden und wie sie Texte ganz unterschiedlich lesen. Das ist zwar nicht relevant für das Lesevergnügen des primären Textes, doch auf jeden Fall unterhaltsam und bereichernd.

Es wird spannend zu sehen, wie der Netzroman nach seiner aktiven, im Fluss befindlichen Zeit im Internet, in einen kristallisierten Text überführt wird, der sowohl die letzte Fassung präsentiert als auch die Entstehung dokumentiert, die Kommentare der Leser und Reaktionen des Autors. ||

FLORIAN WELLE: KONTRA

Thomas Lang, von dem zuletzt der Hermann-Hesse-Roman »Immer nach Hause« erschienen ist, arbeitet seit Längerem an einem neuen Werk mit dem Titel »Der gefundene Tod«. Er schreibt es gemeinsam mit seinen Lesern. Lang versteht es als Experiment, das die User seiner Seite netzroman.thomaslang.net zu Koautoren macht. Von Anfang an begleiten sie die Erzählung um die ca. 16-jährige Schülerin Elle und einen grausamen Leichenfund. Sie hatten die Möglichkeit, die Charaktere bis hin zur Haarfarbe mitzuentwickeln, über den Handlungsort zu diskutieren und Textvorschläge zu machen. Lang wiederum, so heißt es auf der Homepage, »agiert nun auch als Weber, als ausführender Teil eines Kreativgeflechts.« Damit greift er die in der Literaturwissenschaft beliebte Metapher vom Text als *textura*, als Gewebe, auf.

Thomas Lang sucht mit seinem (Jugend) Romanprojekt den direkten Kontakt zu den Lesern, um so die Frage auszuloten, was es bedeuten könnte, im Internetzeitalter eine Geschichte zu erzählen. Schließlich wissen wir seit Marshall McLuhan, dass das Medium die Message ist. Dagegen ist erst einmal gar nichts einzuwenden, und liest man die aufmerksamen Beiträge der User – einer merkt an, dass Elle zu alt sei, um auf einer »Jugendforumseite« zu posten –, dann hat der Schriftsteller erst einmal alles richtig gemacht.

Trotzdem kann man fragen, ob das Konzept des mitschreibenden Lesers für mehr taugt als für ein literarisches Experiment. Mehr noch: Würde es auch funktionieren, wenn die Geschichte eine andere wäre und die

Koautoren nicht nur überwiegend aus netzaffinen Jugendlichen bestünden? Die didaktische Absicht hinter der Erzählung, an dem sich auch eine neunte Realschulklasse beteiligt, ist offensichtlich.

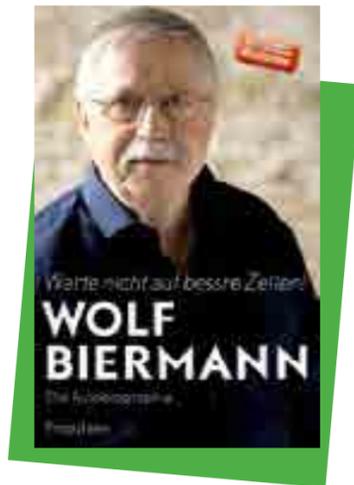
Dass man Thomas Lang bei der Arbeit quasi über die Schulter schauen kann und im direkten Blog-Austausch mit ihm z. B. verstehen lernt, was eine literarische Figur auszeichnet, ist nur zu begrüßen. Doch denkt man weiter, beschleichen einen Zweifel, Partizipation, derzeit überall großgeschrieben, hin oder her. Man muss gar kein Anhänger der Autonomieästhetik sein, um sich vorzustellen, wie Thomas Mann es wohl gefunden hätte, hätte ihm ein x-beliebiger Leser per Post vorgeschlagen, wo sein »Zauberberg« zu spielen habe.

Ein Großteil der modernen Klassiker von Joyce über Kafka bis Arno Schmidt, dem Solipsisten in der Heide, wäre interaktiv wohl nie zustande gekommen. Auch kein Gegenwartsroman wie Roberto Bolaños »2666«: zu schwierig, zu sperrig, zu abstrus. Miroslav Krleža, dessen Monumentalwerk »Die Fahnen« gerade wiederentdeckt wird, sagte 1967 in einem Interview: »Ich kämpfte und ich kämpfe auch heute für die absolute schöpferische, künstlerische Freiheit.«

Im Steinbruch der Sprache wird der Schriftsteller auch in Zukunft hauptsächlich alleine arbeiten. Wie schön aber, dass das Internet gelegentliche Exkursionen in den Steinbruch und Visiten beim Schriftsteller erlaubt. Und auf diese Weise vor allem neue Leser und erste schriftstellerische Versuche hervorbringt. ||

Subversion zum Mitlesen

Der Liedermacher Wolf Biermann hat seine Autobiografie geschrieben.



GABRIELLA LORENZ

Als ich bei meiner Buchhändlerin das Biermann-Buch bestellte, zitierte sie sofort: »Du, lass Dich nicht verhärten / in dieser harten Zeit. / Die allzu hart sind, brechen« – wir beendeten die Strophe gemeinsam – »die allzu spitz sind, stechen / und brechen ab sogleich.« 1968 ist dieses Lied »Ermutigung« erschienen und fast 50 Jahre später noch in den Köpfen präsent, bei damaligen DDR-Bewohnern wie bei Westdeutschen. In der BRD wurden Biermanns Lieder nämlich veröffentlicht, in der DDR waren sie ab 1965 ver-

boten. Dort kannte man sie nur über eingeschmuggelte Tonbänder oder heimliche Mitschnitte aus West-Medien. Kritische Dichter und Liedermacher sind oft Opfer repressiver Staaten geworden – wie auch Mikis Theodorakis in Griechenland –, aber nur selten hat einer diese dauerhafte Breitenwirkung erreicht wie Wolf Biermann. Er ist zu Lebzeiten ein Mythos geworden.

Aber aggressiv-ironisch und spottlustig ist er geblieben. Zu seinem 80. Geburtstag im vergangenen November hat er seine Autobi-

ografie »Warte nicht auf bessere Zeiten!« veröffentlicht. So hieß der Titelsong einer LP von 1963: »Warte nicht auf bessere Zeiten! / Warte nicht mit Deinem Mut. / Gleich dem Tor. / der Tag für Tag / an des Flusses Ufer wartet, / bis die Wasser abgeflossen, / die doch ewig fließen.« Dieser Aufruf zum Widerstand ist ein gutes Motto in heutigen politischen Zeiten. Und Biermanns Leben in der DDR ist ein Paradebeispiel für subversive Taktik, die sich den Schneid nicht abkaufen lässt.

Biermanns Vater, ein jüdischer Kommunist, starb im KZ, als der Junge sechs war. Die Mutter schickte den 16-Jährigen 1953 von Hamburg in die DDR, um für den Kommunismus zu arbeiten. Das Vermächtnis des Vaters war Biermanns Lebenstrauma – deshalb blieb er in der DDR, obwohl er jahrelang von der Stasi bespitzelt wurde. Nach einem Konzert in Köln – mit Ausreiseerlaubnis – wurde er 1976 ausgebürgert. Abgeschworen hat er dem Kommunismus erst Anfang der 80er dank Manès Sperber.

Ein »todtrauriges Glückskind« nennt sich Biermann und erzählt ein pralles Stück Zeitgeschichte voller Informationen aus erster

Hand. Er war durchaus nah dran an den Mächtigen, gleichzeitig isoliert, doch die verwanzte Wohnung in der Chausseestraße 131 war Zentrum für Gleichgesinnte, sogar internationaler Besuch wie Allen Ginsberg kam. Er nennt viele prominente Namen von Politikern, Künstlern und Freunden (einige entpuppten sich später als Stasi-Spitzel), mit persönlicher, nicht immer gnädiger Einschätzung. Seine öffentlich bekannten Amouren und vier Ehen – er hat zehn Kinder – behandelt er gentlemanlike diskret. Wie Biermanns Gedichte und Lieder ist seine Autobiografie geprägt von lakonischem Witz, Ironie und Selbstironie, immer wieder bricht er Pathos mit einer überraschenden dialektischen Pointe. Es mag nicht alles ganz so gewesen sein, wie er es schreibt, doch wie er es schreibt, ist es ein spannender Bericht aus der jüngsten Vergangenheit und ein ungeheures Lesevergnügen. ||

WOLF BIERMANN: WARTE NICHT AUF BESSERE ZEITEN! DIE AUTOBIOGRAPHIE
Propyläen | 543 Seiten | 28 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG,
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe

FFranz Adam (fad), Christina Bauer (chb), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Sofia Glasl (sog), Petra Hallmayer (ph), Lea Hampel (lha), Simon Hauck (sha), Martina Kausch (mak), Carmen Kovacs (cko), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo),

Ingrid Lughofer (ilu), Ulrich Möller-Arsberg (uma), Angelika Otto (ano), Christiane Pfau (cp), Tina Rausch (tir), Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Maximilian Sippenauer (mas), Tim Slagman (tsl), Silvia Stammen (sst), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe).

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000 *

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Freunde fürs Leben

Die Ausgangssituation scheint dieselbe, die Geschichten könnten unterschiedlicher kaum sein: Zwei Romane begleiten vier Freunde aus College und Uni in die Erwachsenenwelt. Alice Adams' Buch erscheint erst im Juni, Hanya Yanagihara ist im März zu Gast im Literaturhaus.

TINA RAUSCH

Im Sommer 1997 fühlen sich Eva, Benedict und die Geschwister Lucien und Sylvie frei wie nie zuvor. Sie haben die Uni in Bristol absolviert, nun liegt ihnen die Welt zu Füßen. Ob man wie Lucien und Sylvie auf Reisen gehe, sich wie Eva ins Arbeitsleben stürze oder wie er eine Unikarriere als Physiker anstrebe, spiele im Grunde keine Rolle, sagt Benedict zu Sylvie: »Wir suchen doch alle nach Antworten auf die großen Fragen des Lebens. Vielleicht findest du Erleuchtung in einem Aschram, und ich finde sie in einem Teilchenbeschleuniger, aber die Fragen sind die gleichen.«

20 Jahre, vom Sommer 1995 bis zum Sommer 2015, lotst Alice Adams in »Als wir unbesiegbar waren« vier junge Menschen durch ihre Lebens-, Liebes- und Freundschaftsphasen. Den meisten Raum nimmt die als Jugendliche eher unscheinbare Eva ein. Nun legt sie eine Blitzkarriere in der Londoner Finanzwelt hin, während ihre hübsche, selbstbewusste und erfolgsverwöhnte Freundin Sylvie als Künstlerin versagt. Der heimlich in Eva verliebte Benedict gründet überstürzt eine Familie mit einer anderen Frau, und der lässige Lucien verdient sich sein Geld im nächtlichen Clubtreiben.

Offt liegen Monate zwischen den kurzen Kapiteln, denn Adams interessieren vor allem die Momente, in denen sich die Wege der Protagonisten kreuzen. So bleibt einiges unerzählt, und doch entfaltet die Autorin in diesem

Debüt vier grundverschiedene, schlüssige Biografien. Dabei kommen alle vier an einen Punkt, der ihren bisherigen Lebensentwurf tief erschüttert, sie auf sich selbst, ihre Freundschaft und die großen Fragen zurückwirft. »So ist das wohl, wenn man erwachsen wird. Alle treiben in unterschiedliche Richtungen davon«, sagt Eva zu Benedict. »Manchmal sehe ich mir meine Arbeit und meine Wohnung und mein Auto an und kann kaum glauben, dass die Leute mich für eine Erwachsene halten und ich das alles haben darf. Aber es stimmt, oder?«

Einen noch größeren Zeitraum umspannt Hanya Yanagihara in ihrem fast tausendseitigen Roman »Ein wenig Leben«. Yanagiharas vier Protagonisten Jude, Willem, Malcom und JB sind noch keine zwanzig, als sie sich im College in New England ein Zimmer teilen und über die nächsten dreißig Jahre einander eng verbunden bleiben. Im Mittelpunkt steht der rätselhafte Jude, der seine Kindheit auch vor seinen Freunden verbirgt – »so als hätte es sie nie gegeben, als hätte man ihn auf dem College frisch ausgepackt und einen Schalter an seinem Halsansatz umgelegt, woraufhin er zappelnd zum Leben erwacht wäre.«

Wie Adams verfolgt Yanagihara auch die Wege der anderen Figuren; erzählt, wie Willem als Schauspieler, JB als Künstler und Malcom als Architekt in New York Karriere machen, sie

sich in Frauen und Männer ver- und entlieben. Doch je weiter die Geschichte voranschreitet, desto enger zieht sie den Kreis um Jude und seine finstere, schmerzvolle Welt – bis man als Leser fast darin versinkt. Denn Yanagihara lässt nichts unerzählt. Immer tiefer durchdringt sie Judes Vergangenheit, entwirrt seine zwanghaften Gedankenspiralen, die seine Existenz und seine zwischenmenschlichen Beziehungen gefährden. »Ich glaube, der Trick bei Freundschaften besteht darin, Menschen zu finden, die besser sind als man selbst«, sagt Jude zu seinem Nachhilfeschüler Felix, »und sie dann für das wertzuschätzen, was sie dir beibringen können, und ihnen zuzuhören, wenn sie dir etwas über dich sagen, ganz egal wie schlecht – oder gut – es ist, und ihnen zu vertrauen, was der schwierigste Teil ist. Aber auch der beste.«

Von genau diesem Versuch Judes – sich anderen zu öffnen und dadurch verletzlich zu werden – handelt Yanagiharas unfassbar intensiver Roman. In den USA der Sensationserfolg 2015, landete er auch hier zu Recht sofort auf der Bestsellerliste. Und wer sich das vom Schauspieler und Sprecher Torben Kessler über 30 Stunden lange, ganz behutsam eingelesene Hörbuch anhört, wird diese gebrochene Hauptfigur wohl nie wieder los. »Ich bin der Welt abhandengekommen«, singt der angehende Anwalt Jude einem Richter im Bewerbungsgespräch vor. Das Gedicht von

Friedrich Rückert ginge auch als Motto des Romans durch. Alice Adams hat ihrem Buch hingegen ein Zitat von Albert Camus vorangestellt. Physisch und psychisch ausgebrannt flüchtet sich Sylvie aus London zu ihren Großeltern nach Frankreich. Dort entdeckt sie Camus' autobiografischen Essay »Heimkehr nach Tipisa« und schöpft daraus neue Kraft: »Mitten im Winter erfuhr ich endlich, dass in mir ein unbesiegbarer Sommer ist.« ||

HANYA YANAGIHARA: EIN WENIG LEBEN

Aus dem Englischen von Stephan Kleiner
Hanser Berlin, 2017 | 962 Seiten | 28 Euro
Hörbuch, gelesen von Torben Kessler | Hörbuch Hamburg, 2016 | 4 mp3-CDs, ca. 2028 Min.
29 Euro

LESUNG MIT HANYA YANAGIHARA

Moderation: Felicitas von Lovenberg
Deutsche Lesung: Thomas Lettow | Literaturhaus
13. März | 20 Uhr

ALICE ADAMS: ALS WIR UNBESIEGBAR WAREN

Aus dem Englischen von Eva Kemper | Dumont, 2017 | 336 Seiten | 20 Euro
erscheint am 19. Juni 2017

Happy Birthday, lieber Frederick!

Frederick, geboren 1967, hat vielen Mäusen einiges voraus: Er setzt andere Prioritäten als die Kleingeister um ihn herum.



© Lionni
Aus: Leo Lionni,
Frederick, 1967
© Beltz & Gelberg
in der Verlags-
gruppe Beltz Wein-
heim Basel, 2003

CHRISTIANE PFAU

1967 war das Jahr, in dem die Beatles »With a Little Help From My Friends« sangen, Janis Joplin ihr erstes Album aufnahm, Benno Ohnesorg noch am Leben war – und Frederick das Licht der Welt erblickte. Frederick ist kein Arbeitstier wie seine Kollegen, sondern eine wahre Hedonistenmaus. Während sich die anderen um die Befüllung der Vorratskammer mit essbaren Dingen kümmern, tankt Frederick Sonnenstrahlen, Farben und Wörter für die kalte Jahreszeit. Schön ist, wie die anderen Mäuse darauf reagieren: Sie sind einfach nur erstaunt und kein bisschen verärgert. Und als

der Winter da ist und sie zwar gesättigt, aber lethargisch und leer im Kopf in ihrer Höhle sitzen, kommt Fredericks große Stunde: Er erzählt ihnen von den Farben der Jahreszeiten und bringt mit seiner Fantasie warmes Licht in den Unterschlupf. Und wird dafür nicht nur respektiert, sondern geliebt: »Frederick, du bist ja ein Dichter«, rufen die Mäuse begeistert. So soll es sein: dass der Künstler Wertschätzung erfährt für das, was er leistet, auch wenn sich dessen Wert vielleicht nicht auf den ersten Blick jedem erschließt. Der Bilderbuchkünstler Leo Lionni (1910–1999) schuf mit seiner unver-

kennbaren, sehr reduzierten Collagen- und Drucktechnik nicht nur Frederick, sondern auch so manch anderes unvergessliches Tier, das gegen den Strom schwimmt und so nicht nur selbst überlebt, sondern seinen ganzen Clan rettet. Seine Geschichten über Außenseiter, die sich als die wahren Freunde entpuppen, begleiten seit Jahrzehnten große und kleine Kinder. Möge Frederick, der heuer seinen 50. Geburtstag feiert, noch vielen künftigen Generationen Licht in finsternen Zeiten bringen! ||

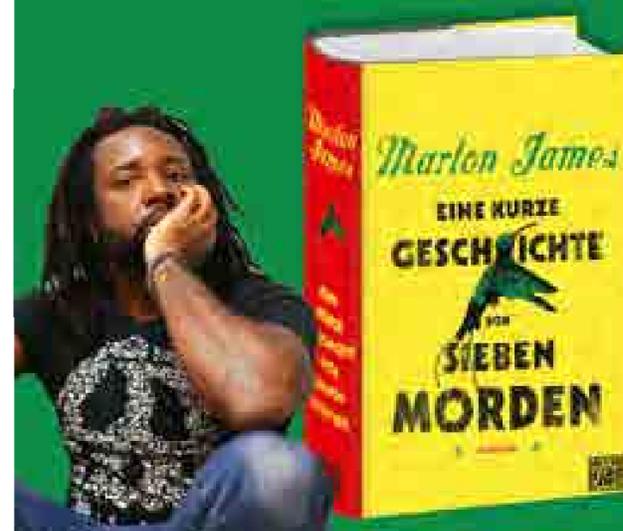
LEO LIONNI: FREDERICK

Aus dem Amerikanischen von Günter Bruno Fuchs | Beltz & Gelberg, 2017 | Jubiläumsedition mit Mobile | 40 Seiten | 13,95 Euro

BÜCHERSCHAU JUNIOR

12. März | Phyp's und Konsorten: Frederick, die Maus, Kindertheater | Saal des Münchner Stadtmuseums | 15 Uhr | Eintritt: 6 Euro

Ausgezeichnet mit dem Man Booker Prize



Ein gewaltiges Gesellschaftspanorama – »ungefiltert, intensiv, schonungslos, berauschend, aufreibend und voll schwarzem Humor.«
The New York Times

Leseprobe und mehr
unter heyne-hardcore.de
864 Seiten · € 27,99 (D)
ISBN 978-3-453-27087-9



Anzeige

Das unaufgeregte Betrachten der Welt

Der Filmemacher und literarische Debütant Jan Schomburg über eigene Dämonen, Erich Kästner und das Potenzial von Verlusten.



Jan Schomburg | © Gunter Glücklich

Er schrieb und verfilmte mit Sandra Hüller den Kinofilm »Über uns das All« sowie »Vergiss mein Ich« mit Maria Schrader, mit der er auch das Drehbuch zu dem Stefan-Zweig-Film »Vor der Morgenröte« verfasste. Am 4. April lesen Schrader und Schomburg im Literaturhaus aus seinem ersten Roman: »Das Licht und die Geräusche« erzählt von der Schülerin Johanna, ihrer großen Liebe Boris, dem Versuch, an seiner portugiesischen Freundin Ana-Clara etwas Liebenswertes und Gründe gegen den Selbstmord zu finden.

Herr Schomburg, die Mutter Ihrer Romanfigur Johanna sagt: »Das Tollste an der Schule ist doch, dass man sich mit Menschen auseinandersetzen muss, mit denen man sonst niemals was zu tun hätte.« Gilt das nicht auch fürs Schreiben?

Auf jeden Fall gelangt man beim Schreiben im eigenen Nachdenken über die Dinge an Punkte, an die man sonst nicht kommen würde. Der Satz bezieht sich unter anderem auf Marcel, der im Roman in einen Vorfall auf einer Klassenfahrt involviert ist, den ich ähnlich erlebt habe und über den ich zuvor nie tiefer nachgedacht hatte. Jetzt habe ich versucht zu verstehen, was für ein Mensch Marcel ist, warum er sich so verhalten hat.

Kommen Sie ihm durchdringen?

Zumindest habe ich erkannt, wie vordergründig viele meiner Einschätzungen waren; dass ein Teil von Marcel auch in mir steckt und man sich durch solche Figuren mit den eigenen Dämonen beschäftigen kann – ohne dass es eine Therapie ist. Kürzlich habe ich in einem Drehbuch, das ich hoffentlich nächstes Jahr verfilmen werde, eine Vergewaltigungsszene geschrieben. Es war extrem befremdlich, sich in so eine Person und ihre Lust hineinzuversetzen, die man rein zivilisatorisch nie zulassen würde. Aber es stimmt schon, solche Prozesse sind für mich das Aufregende beim Schreiben.

Seit bald 20 Jahren machen Sie Filme, führen Regie, schreiben Drehbücher. Wieso jetzt ein Roman?

Tatsächlich wollte ich schon als Schüler Schriftsteller werden. Wohl auch, weil ich

Kästner geliebt habe; seine Kinderromane und auch alles andere von ihm habe ich rauf und runter gelesen. Später schien es mir, als müsste ich mich von ihm befreien. Kästner hat so etwas Moralisierendes, Augenzwinkerndes, Altväterliches. Genau das habe ich auch in mir, also dass sich am Ende am besten alle Konflikte in Liebe auflösen. Mit jedem Drehbuch, jedem Prosatext schreibe ich auch dagegen an ...

Der Roman als Befreiungsschlag?

Wie gesagt, ich wollte schon immer Prosa schreiben, hatte es oft versucht, nach ein paar Seiten aber das Gefühl, es nicht zu können – auch weil es so anders als für den Film ist. Von der Erzählung einer Freundin inspiriert, begann ich vor sieben Jahren eine Kurzgeschichte mit dem Titel »Die Portugiesin«. Als ich endlich fertig war, meinten einige Testleser, dass sie gerne mehr erfahren würden. Da habe ich herausgefunden, dass die Geschichte das erste Kapitel eines Romans ist.

Wie unterscheidet sich dieses Schreiben?

Ein Drehbuch ist viel struktureller ... und es ist immer nur eine Skizze, also noch nicht das eigentliche Werk. Das heißt, man kann einfach draufloschreiben und es im Film doch ganz anders machen. Ein Wort zu schreiben und zu wissen, das ist es dann schon: Diese Erfahrung mit dem Roman war sehr schön, hatte aber auch etwas höchst Beunruhigendes.

Einen ähnlichen Gedanken formuliert Johanna: »Wenn man einmal was erzählt hat, dann ist es da, und es ist auf eine bestimmte Weise festgelegt und nicht mehr richtig veränderbar, und bevor das passiert, will ich noch mal darüber nachdenken.«

Das kenne ich eher aus dem eigenen Leben, wenn man Erfahrungen zu schnell zu Erzählungen macht. Bei unangenehmen Erlebnissen kann das Vorteile haben, weil man sie dadurch von sich spaltet, in Distanz zu ihnen geht. Leider ist es bei schönen Dingen ähnlich: Zu oft erzählt, schleifen sich Formulierungen ein und die tatsächliche Erfahrung verblasst. Irgendwann ist es nur noch eine Anekdote.

Beim Roman konnte ich hingegen sozusagen auf Sicht fahren. Oft habe ich begonnen,

ohne zu wissen, was passieren wird, und die Handlung hat sich wie von allein vor meinen Augen aufgebaut. Das kenne ich vom Drehbuchschreiben so nicht; ich hatte erstmals das Gefühl, dass mir eine Geschichte erzählt wird, die ich nur aufschreibe.

Exakt das Gegenteil von Billy Wilders Drehbuchtipps: Wissen, wohin du willst.

Genau! Ich schreibe gerade am zweiten Roman – eine wild-komplexe historische Fabuliererei im München um 1900 – und merke noch stärker, dass ich das so beim Drehbuch nie wagen würde. Was Johanna sagt, ist, glaube ich, nicht vergleichbar, weil für mich das Romanschreiben schon fast eine schamanische Erfahrung ist. Im Nachhinein erscheint es mir manchmal wie ein fremder Text.

Vielleicht auch, weil Sie aus der Sicht eines jungen Mädchens erzählen. Sie haben mal gesagt, dass Jugendliche ihre Umgebung unvoreingenommener betrachten. War das ein Antrieb: eigene, festgefahrene Vorstellungen zu untersuchen?

Absolut. Wobei ich für Johanna so etwas wie eine ideale jugendliche Sicht übernommen habe, ich würde das vielleicht als »unaufgeregtes intensives Betrachten der Welt« bezeichnen. Als ich in dem Alter war, fiel es mir schwer zu akzeptieren, dass man in verschiedene, sich widersprechende Zustände gerät, und sehnte mich danach, eine konsistente, also kontextunabhängige Person zu werden. Johanna hat weniger Probleme, diese Unterschiede zu akzeptieren.

Spannend finde ich, dass Sie wie in Ihren beiden Spielfilmen eine weibliche Hauptfigur gewählt haben.

Das fällt mir so zum ersten Mal auf ... Ich habe auch mehrere Drehbücher aus Männerperspektive geschrieben, davon ist aber noch nichts zustande gekommen. Abgesehen davon, dass ich die üblichen Zuschreibungen für Männer und Frauen nicht sonderlich interessant finde, ist es vielleicht doch so, dass die leichte Distanz zum weiblichen Blick gewisse Dinge vereinfacht, weil sie für mich abstrakter werden. Wahrscheinlich wäre es schwieriger,

über einen 40-jährigen Mann zu schreiben, weil mir das zu nah wäre.

Was sich durch Ihr bisheriges Werk zieht, ist das Thema Verlust. Und zwar keine banale Trennung, sondern deutlich tragischere Formen.

Ich glaube, es ist weniger der Verlust, der mich interessiert, sondern das, was daraus folgt. Jede Form von Verlust zieht eine Freiheit nach sich – natürlich auch eine Unfreiheit, es ist beides –, aber die Kategorien, wie man die Welt sieht, werden komplett neu gemischt. Das ist in den Filmen so und auch im Roman: Durch die spezifische Art von Verlust werden plötzlich ganz andere Dinge möglich.

Der Romantitel »Das Licht und die Geräusche« stammt von Ihrer Ziehtochter und ist Johannas Antwort auf Boris' Frage nach einem überzeugenden Grund, sich nicht umzubringen. Wie lautet Ihre?

Ich kenne keine gute. Diese ist die beste, die ich bisher gehört habe. Ich finde es romantisch, wenn eine theoretische Idee über die Biologie siegt, und deswegen auch wunderbar, eine Ziehtochter zu haben, mit der mich kein biologisches Interesse verbindet und die ich trotzdem liebe. Selbstmord ist für mich keine nahe Option, auch wenn ich großen Respekt davor habe und es verstehen kann. Mein Gehirn ist zufällig so gepolt, dass ich ein zufriedener Mensch bin. Wenn ich allerdings anfangs, über alles nachzudenken, kommt es mir auch albern vor. »Das Leben macht doch Spaß« fände ich jedenfalls ein enttäuschendes Argument. ||

INTERVIEW: TINA RAUSCH

LESUNG MIT JAN SCHOMBURG UND MARIA SCHRADER

Literaturhaus | 4. April | 20 Uhr

JAN SCHOMBURG: DAS LICHT UND DIE GERÄUSCHE dtv, 2017 | 256 Seiten | 20 Euro

Plastikfasten

FLORIAN WELLE

Eine Frau, eine Tat. Vor drei Jahren beschloss Anneliese Bunk von heute auf morgen ihren Job als Designerin an den Nagel zu hängen und fortan all ihre Kraft und Energie in den Kampf gegen Plastik zu stecken. Kein europäisches Land produziert schließlich so viel Plastik wie Deutschland. Jeder Deutsche häuft im Jahr über 300 Kilogramm Plastikmüll an: ein unhaltbarer Zustand, den Bunk nicht mehr länger hinnehmen wollte. Weil Plastik massiv die Umwelt schädigt, allen voran unsere Ozeane, Flüsse und Seen, und die darin lebenden Fische belastet. So weist z. B. das Ufer des Starnberger Sees 831 Plastikteilchen pro Kubikmeter auf. Und weil es uns Menschen über die Luft, über Essen und Trinken krank macht.

Die Münchnerin Bunk begann, sich intensiv mit dem Thema auseinanderzusetzen, und rief »naturtasche.de« ins Leben. Dort kann



man in Deutschland genährte Baumwolltaschen in allen Größen erwerben, mit denen man problemlos jeden Einkauf plastikfrei bewältigen kann. Sodann schrieb sie mit der Journalistin Nadine Schubert den Ratgeber »Besser leben ohne Plastik«. Und landete mit ihm einen Bestseller, der im vergangenen Jahr bereits die fünfte Auflage erreichte.

In diesem März startet nun ihr nächstes Projekt. Passend zur Jahreszeit ruft sie die Aktion »Plastikfasten« aus. Bis Mitte April gibt sie auf ihrer Facebook-Seite Tag für Tag Tipps, wie

Die Münchnerin Anneliese Bunk macht zur Fastenzeit mit einer Umweltaktion auf sich aufmerksam.

man ohne großen Aufwand Plastik vermeiden kann (siehe auch: www.plastikfasten.info). Zum Beispiel, indem man auf alle gängigen Duschgels verzichtet und auf feste Seife umsteigt, die es mittlerweile in vielen Geruchsrichtungen gibt. Würden alle Deutschen allein dies beherzigen, ließen sich im Jahr 40 000 Tonnen Plastik einsparen. Ihr Ziel in ihren eigenen Worten: »Ich wäre glücklich, wenn in fünf Jahren keine Duschgels in Plastikflaschen mehr über den Ladentisch gehen würden.« Einen schönen Nebeneffekt hat der Umstieg für den Verbraucher zudem. Er spart Geld, weil eine feste Seife ergiebiger ist als herkömmliche Duschprodukte.

Was für die feste Seife gilt, gilt für alle »kleinen« Do-it-yourself-Tipps, auch für die Einkaufsempfehlungen und die Kochrezepte: Weil Anneliese Bunk weiß, dass wir alle keine

Zeit haben, müssen sie leicht umsetzbar sein. Und alle sollen mit dem altbekannten Vorurteil aufräumen, sie würden den Geldbeutel zusätzlich belasten. Das Gegenteil ist der Fall, zumindest meistens.

Und so kann man von der Autorin lernen, wie man in Sekundenschnelle sein eigenes Waschmittel oder seine eigene Körperlotion mischt. Für letztere braucht man nur Sheabutter, Mandelöl, Kokosöl, ein paar Tropfen ätherische Öle und einen Handmixer, schon ist die ebenso wohlriechende wie reichhaltige Bodylotion für jeden Tag fertig. ||

ANNELIESE BUNK, NADINE SCHUBERT: BESSER LEBEN OHNE PLASTIK

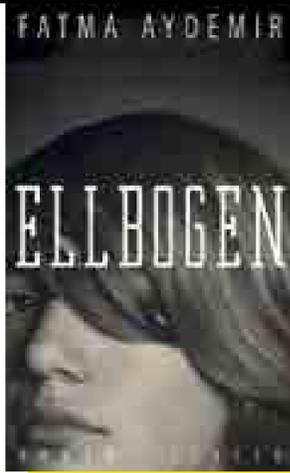
Oekom, 2016 | 112 Seiten | 12,95 Euro

LEA HAMPEL

Als normaler Leser ist man ja stets am Schwanken: Einerseits will man, dass in einem Buch vieles passiert, Drama will man, damit man, klein und gemütlich, von der Couch aus das Leben, groß und wild, betrachten kann. Und gleichzeitig möchte man, dass irgendwie alles gut ausgeht und man am Ende zumindest hoffnungsvoll den Buchdeckel zuklappen kann. Weil es so auch vielen Autoren zu gehen scheint, überwiegt in vielen Geschichten oft unvoreilhaft eines das andere. Das Ergebnis sind entweder unrealistisch glückliche Schlüsse, nebulöse Aussichten oder Haudrauf-Dramen, die einen depressiv bis ratlos zurücklassen.

»Ellbogen«, der erste Roman der »taz«-Journalistin Fatma Aydemir, hätte Potenzial für letzteres. Aydemir erzählt die Geschichte von Hazal Akgündüz und deren Leben zwischen türkisch-traditionsreichem Elternhaus und bundesdeutschem Alltag in Berlin. Die 17-Jährige wird erst beim Klauen erwischt, hat dann einen grässlichen Geburtstag und begeht schließlich einen Fehler, für dessen lebenslange Auswirkungen auch die 271 Seiten Roman nur ein Anfang sein können. Und trotzdem lehrt das Buch, wie ein Roman auch sein kann: das Leben in all seinen Grausamkeiten zu schildern, ohne dass man nach der letzten Seite Schnaps trinken möchte. Es zeigt vielmehr, dass Ent- und Ermutigung gelegentlich ganz nah beieinanderliegen.

Dabei macht Hazal es einem von Anfang an nicht leicht. Sie lügt ihre Eltern an, schiebt einen Groll auf ihren Bruder, streitet sich mit ihren Freundinnen, nimmt Drogen. Als es brenzlig wird, haut sie ab, helfende Hände stößt sie weg. Und trotzdem: Schon nach wenigen Seiten ist man neugierig auf sie – darauf, warum sie so einsam ist, darauf, wo die



Überleben

Mit »Ellbogen« legt Fatma Aydemir ein beeindruckendes Debüt vor: ein Migrationsroman – aber auch viel mehr.

Wut herkommt, und, es lässt sich nicht anders sagen, darauf, wo Hazal herkommt. Wie fremd diese Welt ist, zeigt sich schon an der Sprache: Fotzen, Muschis, Fluchtis (statt Flüchtlinge) und Opfernuten gehören zum Alltagsvokabular der jungen Frau und ihrer Freundinnen. Das Umfeld steht der Sprache an Brutalität in nichts nach: der Vater, der der Tochter die Haare abschneidet, weil sie den Schlüssel vergisst, oder die Mutter, der es lieber ist, ihre Tochter arbeitet in der Bäckerei oder putzt, statt sich auf einen Beruf vorzubereiten, und literweise Wodka und gefühlt kiloweise Drogen – es ist eine harte Welt, eine, in der es nicht um Wünsche und Möglichkeiten, son-

dern um Müssen und Durchhalten geht. Oder wie es Hazal selbst schildert: »Mein Thema lautet: Überleben.«

Das Buch führt in eine Welt, die einem einerseits vertraut vorkommt: der Streetslang, das immer wieder auftauchende Wort »Opfer« – in Sätzen wie »Mein Kopf brummt vom Opfersein«. Alles kennt man irgendwie, aus der U-Bahn, den sozialen Netzwerken, dem Spaziergang durch Berlin-Neukölln. Doch je mehr man von Hazal und ihren Freundinnen liest, desto mehr merkt man: Man hat eher vage Ideen als konkrete Vorstellungen im Kopf. Mit Namen wie Mehmet assoziiert man »Bild«-Schlagzeilen,

bei Worten wie Abschiebung denkt man eher an Statistiken als an einen Bekannten. In Aydemirs Buch werden daraus vier Freundinnen, ein Facebook-Schwarm, Lebensgeschichten. Aus gutem Grund wird der Roman derzeit als ein Buch gefeiert, das den »Kartoffeln« das Leben der Menschen erklärt, um deren Benennung eben jene Kartoffeln sich mit der Universalformel »Migrationshintergrund« drücken. Dem kartoffeligen Leser tut sich also eine Welt auf, zu der er mehr Klischees als Fakten im Kopf hat. Und so hat man am Ende des Buches vor allem kapiert, was man alles nicht weiß vom Leben der drei Millionen Türken, die in Deutschland wohnen. Und zum Glück zeigt es

nicht nur einen möglichen Ausschnitt aus diesem Leben, sondern auch ein wenig, wie die Kartoffeln dabei abschneiden, nämlich nicht gut: Sie sind ungeschminkt, gehen im Sozialarbeiterhabitus mit Ausländern um und haben so viel Geld, dass sie ihre Wohnungen von Profis einrichten lassen.

Letztendlich ist es, ja, ein Buch über Wut, Einsamkeit und Ermächtigung: Über die Zerrissenheit, in der die junge Frau steckt, die »Ich hab die Welt verstanden«-Haltung einer 18-Jährigen, gepaart mit einer tiefen Angst vor dem Leben und der gleichzeitigen Suche nach den eigenen Bedürfnissen. Einmal fragt Hazals Tante Semra sie: »Was wünschst du dir?« Hazal antwortet: »Nichts, ich wünsche mir gar nichts. Was soll das schon bringen. Du bist kein Scheißflaschengeist.« Und genau der Teil mit dem »Scheiß« ist das Beste an der Geschichte. Dass es eine Frau ist, die richtig Scheiße baut, dass sie das tut, obwohl ihr solche Scheiße niemand zutraut, und weil sie es genauso nennt: Scheiße. Dass die Frau türkische Eltern hat, ist dafür tatsächlich: scheißegal. ||

FATMA AYDEMIR: ELLBOGEN
Hanser, 2017 | 272 Seiten | 20 Euro

AUTORENLESDUNG
5. April | Moderation: Florian Kessler
Buchhandlung Lehmkühl | Leopoldstr. 45
20 Uhr | Telefon 089 380150-0

»Entwurzelt und umgetopft«



Julia Rabinowich
© Peter-Andreas Hassiepen

Julia Rabinowich schildert das Leben einer Jugendlichen in einem Flüchtlingsheim.

GISELA FICHTL

Es ist eine Art Tagebuch, je nach Schreiblaune mal im Stenogrammstil, mal geradezu poetisch. Madina heißt das junge Mädchen, das von ihren Sorgen erzählt – ihrem Leben in einem deutschen Flüchtlingsheim. Das Leben eines ganz normalen Teenagers. Mit einer besten Freundin, der sie vertraut, mit Schwierigkeiten, in der Schule dazuzugehören, einer ersten vorsichtigen Schwärmerei. Und mit Belastungen, die ganz und gar nicht normal sind: seltsame Männer in der Flüchtlingsunterkunft, unangenehme Betreuer, herablassende Helfer, die Dankbarkeit erwarten, beengte Verhältnisse ohne Rückzugsmöglichkeiten, die Schwierigkeiten des Vaters, sich an die fremden Sitten zu gewöhnen, die spürbaren Ängste der Erwachsenen und die eigene Sehnsucht nach der Großmutter. Aber auch die entsetzlichen Bilder aus dem Krieg von verstümmelten Leichen, Angst und Verzweiflung. Erwachsene, die die Abhängigkeit ausnützen, aber auch solche, die wirklich helfen. »Dazwischen: Ich« ist ein gelungenes, auch für Erwachsene lesenswertes Jugendbuch, das nichts beschönigt, aber auch nicht unnötig dramatisiert – und doch auf einen spannenden Schluss zusteuert.

Julia Rabinowich weiß, wovon sie spricht, sie ist selbst mit sieben Jahren mit ihrer Familie aus St. Petersburg nach Wien emigriert. Sie weiß, wie viel Kraft Kinder und Jugendliche in Flüchtlingsfamilien brauchen, weil sie für die Eltern zu Vermittlern werden zwischen dem alten und dem neuen Leben – und sie stehen immer: dazwischen. ||

JULYA RABINOWICH: DAZWISCHEN: ICH
Hanser, 2016 | 256 Seiten | 15 Euro
ab 12–14 Jahre

AUTORENLESDUNGEN

14. März | 10 Uhr | Lesung im Rahmen des Schulprogramms der Münchner Bücherschau junior in der **Internationalen Jugendbibliothek** (Anmeldung erforderlich)
14. März | 19 Uhr | **Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde** | St.-Jakobs-Platz 18
29. März | 19.30 Uhr | **Stadtbibliothek Fürstenried** | Forstenrieder Allee 61
30. März | 19 Uhr | **Pullach, Charlotte Dessecker Bucherei** | Heilmannstr. 2

Anzeige

. 1 2
2 5 & 1
2 2 2
1
2 4 0 2
.

☐ ☐

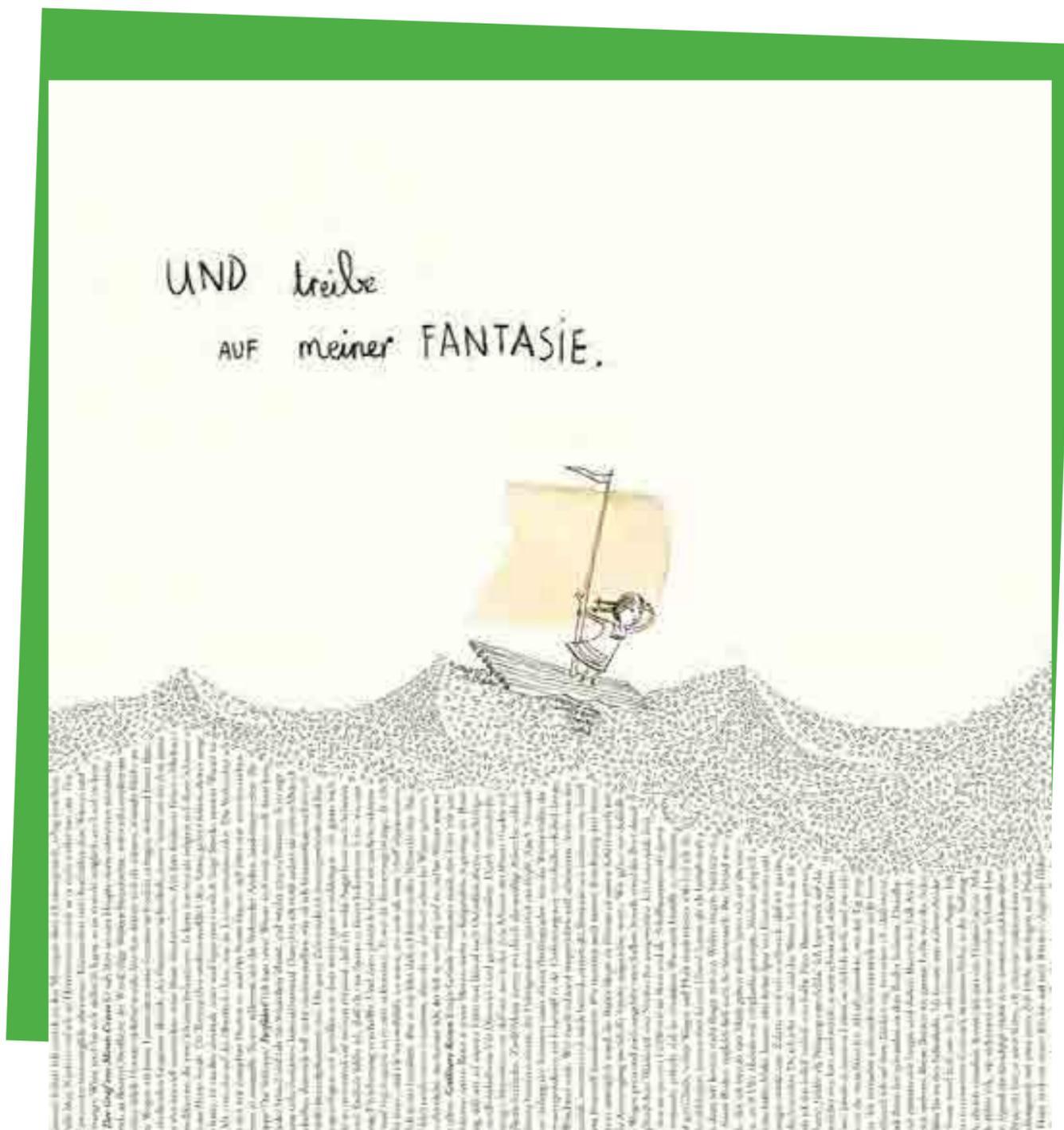
- ☐
☐ ☐ 2 ☐ ☐
☐ ☐ ☐ ☐ 2 ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ 12
☐ - : 1. ☐ 10 ☐ ☐
☐ ☐ 1. 7 ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ 1
- ☐. 4 ☐ ☐ ☐ ☐ 1 ☐.
☐ ☐ 0 ☐. ☐ ☐ ☐ 7 2 ☐ ☐ 2 ☐
1 ☐ ☐ 1 ☐ ☐ 1 ☐ 5 ☐
1 ☐ ☐ ☐ 1 ☐ ☐
☐. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ - ☐ 1
☐ ☐ 1 ☐ ☐ ☐ - ☐ ☐ ☐ ☐ -
☐ ☐ ☐ 1. ☐
☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ 2
☐ ☐ ☐ 1 ☐ ☐ ☐ ☐
☐ ☐ 1 1 ☐ 2 ☐ - ☐ 1
☐ 6
☐ - ☐. ☐ ☐ ☐ ☐ 7 4 2
☐. ☐ ☐ ☐.
4 ☐

FAMOUS

☐ 1 ☐. 5 ☐ 1 ☐ 4 &
☐ ☐ : 1
☐ ☐. ☐ ☐ - 4 ☐. ☐ ☐ ☐. ☐ ☐

☐. 2 ☐ 1 2 ☐ ☐ ☐ 4. ☐
☐ ☐ ☐ - 0 ☐
☐ 1. 2 ☐ ☐ ☐ 1
Landeshauptstadt München
Kulturreferat
42 - ☐. ☐ 1 ☐ ☐ ☐ - ☐
0 ☐ ☐ ☐ 1 ☐. ☐ ☐ ☐. ☐

Oliver Jeffers & Sam Winston: Wo wohnen die Geschichten?



Wo die Geschichten wohnen | © Oliver Jeffers, Sam Winston, 2016

»Ich bin ein Kind der Bücher. Ich komme aus einer Welt voller Geschichten«, sagt das Mädchen mit den Zöpfen. Sie segelt auf der Suche nach einem Freund über ein bewegtes Buchstabenmeer und findet einen Jungen, der sie auf dem Weg durch wundersame Landschaften begleitet. Gemeinsam hangeln sie sich durch Zeilen aus »Alice im Wunderland« und erklimmen steile Satzberge aus »Peter Pan«. Passagen aus Abenteuerromanen liegen übereinander und verdichten sich zu einer Grotte, in der das Echo von Wunderinseln und Schatzkisten tausendfach widerhallt. Buchseiten werden zu Baumstämmen, hinter denen man sich verstecken kann, und an den Zweigen wachsen Märchen. Aus Worten werden traurige Ungeheuer, vor denen man sich in Sicherheit bringt, indem man sich an einem Buchstabenzopf vom Schlossturm abseilt. Oliver Jeffers und Sam Winston zeigen, wie vieldimensional Worte ihre Bedeutung vermitteln können: nicht nur als klingendes oder geschriebenes Sinn-Vehikel, sondern auch als Bild, in dem nichts unmöglich ist. So wird aus einem Buch ein Haus, das jeden willkommen heißt, der bereit ist, sich auf die Achterbahn der Fantasie zu begeben.

Der in New York lebende Illustrator Oliver Jeffers wurde mehrfach für sein Werk ausgezeichnet. Die Arbeiten des britischen Typografie-Künstlers Sam Winstons waren u. a. im MoMA in New York und in der Tate Gallery in London zu sehen. »Wo die Geschichten wohnen« ist ihr erstes gemeinsames Projekt – ein Bilderbuch für Erwachsene und Kinder, in das man sich hineinwindet, für das man gern den Hals verdreht und das viel Gesprächsstoff bietet. || cp

OLIVER JEFFERS, SAM WINSTON: WO DIE GESCHICHTEN WOHNEN

Übersetzung: Brigitte Jakobeit | mixtvision, 2017 | 44 Seiten
14,90 Euro

11. Münchner Bücherschau junior
Illustrationsausstellung | Münchner Stadtmuseum, 2. Stock
11. bis 19. März | täglich von 9 Uhr bis 19 Uhr

»Die Lächerlichkeit ist mir sehr wichtig«

Josef Hader, seines Zeichens österreichischer Kabarettist und unnachahmlicher Protagonist der Wolf-Haas-Verfilmungen, hat zum ersten Mal Kinoregie geführt. Ein Gespräch über Freispiele beim Flippeln, Ölpumpen in »Indien« und die richtige Atmosphäre am Set.



Josef Hader in seinem Regiedebüt »Wilde Maus«. Darin spielt er auch die Hauptrolle | © Ioan Gavril / Majestic

Herr Hader, Sie sind am 14. Februar 55 Jahre alt geworden. Wie haben Sie gefeiert?

Ich feiere grundsätzlich nicht so gerne. Drum gab es keine große Geburtstagsparty, stattdessen bin ich in die Kinos von Niederösterreich gefahren, nach Amstetten und St. Pölten und Wiener Neustadt. Dort habe ich das Publikum getroffen, das sich meinen Film anschaut. Das war für mich nicht der schlechteste Geburtstag, ich hatte schon schlechtere.

Jetzt führen Sie bei »Wilde Maus« ja erstmals Regie. Ehrlich gesagt, das hätte ich Ihnen nicht unbedingt zugetraut.

Ich mir auch nicht. Aber ich habe mir gedacht, ich muss keine Angst haben, ich bin ja eh Kabarettist. Wenn ich also mit der Regie total Mist baue, dann kann ich ja weiterhin Kabarett machen. Ich habe mir gesagt, das ist so was wie ein Freispiel beim Flippeln. Ich war neugierig, was draus wird, wenn ich das einmal allein mache. Auf der Bühne bin ich ja auch ein Geschichtenerzähler, da liegt die Filmregie nicht so weit entfernt, wie es auf den ersten Blick scheint.

Haben Sie da nicht ein paar Leute verprellt, mit denen Sie in den letzten Jahren erfolgreich zusammengearbeitet haben?

Im Gegenteil, ich habe da große Unterstützung erfahren. Gerade Wolfgang Murnberger, mit dem ich die Brenner-Filme gemacht habe, hat mir ab dem Zeitpunkt, wo er gewusst hat, dass ich Regie führen möchte, sehr geholfen. Bei unserem letzten Film »Das ewige Leben« hat er mich auch in bestimmte Abläufe miteinbezogen, immer mit dem Hinweis: »Josef, wenn du dös a mal machen willst, schau her, so ist das.« Er hat mich quasi beim »ewigen Leben« als seinen Auszubildenden betrachtet.

Wie haben Sie denn jetzt die etwas schizophrene Situation gemeistert, sich selbst Regieanweisungen geben zu müssen?

Das musste ich ja nicht. Ein Regisseur schraubt normalerweise im Film nicht so an seinen Schauspielern herum wie im Theater. Es ist schon so, dass man als Schauspieler manchmal Ideen oder Vorschläge vom Regisseur bekommt. Aber das passiert nicht ständig. Deswegen ist das Regieführen vorwiegend eine Sache des Gespürs für die richtigen Schauspieler. Und beim Dreh muss man dann schauen, dass die Darsteller von der Technik »freigespielt« sind, dass sie vergessen, dass es da ein Filmteam gibt. Deshalb habe ich versucht, eine Atmosphäre herzustellen, wie ich sie mir als Schauspieler wünsche.

Ein Kinofilm lebt von Kinobildern. Ich erinnere mich noch an »Indien«, wo es diese Fahrten durch die Windmühlenlandschaften

gibt. Und jetzt haben Sie sich für »Wilde Maus« in einer wunderbaren alpinen Winterlandschaft verbuddelt ...

... Entschuldigung, ich wollte Ihnen nur sagen: In »Indien« waren es in Wirklichkeit Ölpumpen. Aber es ist schön, dass das ökologische Bewusstsein jetzt schon so weit ist, dass wir in der Erinnerung die Ölpumpen zu Windrädern machen. Aber wahrscheinlich stehen dort jetzt tatsächlich Windräder und keine Ölpumpen mehr.

Wie peinlich, Sie haben natürlich Recht, es waren Ölpumpen! Aber nun zurück zu den Kinobildern. Wie haben Sie diese kreiert?

Ich habe lange überlegt, wen ich für die Kamera nehmen soll. Und dann sind mir Andreas Thalhammer und Xiaosu Han aufgefallen, vor allem, weil jeder ihrer Filme anders ausgeschaut hat. Und es hat mir natürlich auch gut gefallen, dass sie auf keiner Filmhochschule waren und genauso Autodidakten sind wie ich. Als ich sie dann kennengelernt habe, habe ich schnell gewusst, dass wir sehr gut zusammenarbeiten werden. Vor allem, weil ich gespürt habe, dass wir dasselbe meinen, wenn wir vom selben reden.

Bertoluccis »Tragödie eines lächerlichen Mannes« oder Molières »Menschenfeind« – in welcher Richtung würden Sie Ihren Film sehen?

Das ist jetzt peinlich, sie decken gleich zwei Bildungslücken bei mir auf einmal auf. Den Bertolucci habe ich nie gesehen. Von Molière habe ich sicher einige Stücke gesehen, aber »Der Menschenfeind« war, glaub ich, nicht dabei.

Hier geht es mehr um die Titel, die ja auch schon einiges an Aussagekraft besitzen. Die Lächerlichkeit ist mir schon sehr wichtig. Der Hauptcharakter Georg macht ja eigentlich sehr unsympathische Dinge wie diese kleinen Sachbeschädigungen. Und damit der Zuschauer ihn trotzdem mag, ist es schon eine große Hilfe, wenn Georg sich weitgehend lächerlich macht. Das ist vielleicht die einzige Möglichkeit, dass er vom Publikum gemocht wird. Also eher Bertolucci. Weil Menschenfeind trifft es nicht so. Das ist ja doch eine sehr stolze philosophische Haltung, und ein echter Menschenfeind würde auch keine kleinliche Rache üben, der würde sich gar nicht darauf einlassen.

Ohne zu viel verraten zu wollen: Am Schluss kommt es zwischen Ihnen und Ihrer

formidablen Kollegin Pia Hierzegger zu einem Wahnsinns-Dialog. Wie kam denn dieser zustande?

Es war so, dass ich mit diesem Dialog nie zufrieden war. Mit keiner Fassung. Und es wurde mir auch von anderen gesagt, dass der Dialog sie ratlos macht. Wir haben dann einfach weiter daran gearbeitet. Das mache ich mit allen Schauspielern: Wir improvisieren und versuchen, den Text weiterzuentwickeln. Und als die Szene drankam, hatten wir sie so weit, Gott sei Dank.

Haben Sie nun Blut geleckt? Wird es weitere Regiearbeiten von Josef Hader geben?

Ich muss sagen, das war eine der schönsten Arbeiten, die ich je gemacht habe. Ich rede da nicht nur von Regie, auch vom Schreiben und davon, beim Dreh dann immer mehr Menschen in so ein Projekt reinzulassen, um dann in der sehr intimen Atmosphäre des Schneiderraums den Film endgültig zu erzählen ... das ist eine wunderbare Arbeit. Sollte ich wieder einmal ein ganz eigenes Drehbuch schreiben, dann würde ich das gerne wieder genauso machen ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

WILDE MAUS

Österreich 2016 | Regie und Drehbuch: Josef Hader | Mit: Josef Hader, Pia Hierzegger, Jörg Hartmann | 103 Minuten | **Kinostart: 9. März**

Nach den Auftritten als »Detektiv« Simon Brenner in den kongenialen Wolf-Haas-Verfilmungen nun also »Wilde Maus«. Diesmal will es Josef Hader wirklich wissen, schreibt nicht nur das Drehbuch und spielt die Hauptrolle, er führt zum ersten Mal auch Regie, wenn er nicht gerade als Georg vor der Kamera steht. Dieser Georg ist ein reichlich selbstverliebter Musikkritiker, der denkt, dass die Welt ohne seine allwöchentlichen feuilletonistischen Ergüsse aufhören würde zu existieren. Er hält sich für Gott, für unfehlbar oder zumindest für einen kleinen König. Doch dann wird Georg von seinem Chef von heute auf morgen weg-rationalisiert, entlassen, auf die Straße gesetzt. Damit kann die Edelfeder natürlich null umgehen. Deshalb sinnt Georg auf Rache. Es fängt harmlos an, mit ein paar Kratzern im Lack des Luxus Schlittens vom Chef. Dann wird am Dach des Cabrios vandalisiert, und schließlich besorgt sich der ach so verschmähte Kritikerpapst eine Waffe ... »Wilde Maus« schildert so etwas wie die Tragödie eines lächerlichen Mannes. Selten war Hader so böse, so unbarmherzig, so makaber. Und wenn er dann am Ende seines Films splinternackt in einer betörenden Winterlandschaft auf den Tod durch Erfrieren wartet, dann möchte man diesem miesen Charakter fast ein bisschen Glück für sein Unterfangen wünschen. Übrigens, auf der Berlinale im letzten Februar hat der Film, der dort überraschend im Wettbewerb lief, nichts gewonnen. Egal, Haders Regiedebüt ist auch ohne Löwe, Bär oder Leopard ein kultureller Hochgenuss – kultig wie »Indien« und schwarzhumorig wie die Nacht.

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

16.03.2017, 20 Uhr: Le Bang Bang, Jazz
22.03.2017, 20 Uhr: Jeder stirbt für sich allein, Theater
29.03.2017, 20 Uhr: Martin Grossmann, Kabarett

05. April 2017, 20 Uhr
Meccore String Quartet
Grieg, Ligeti, Sibelius

© Anita Wastik-Pischke

Hans im Unglück

In seiner zweiten Spielfilmregiearbeit »Der Hund begraben« erzählt HFF-Absolvent Sebastian Stern von »einem Mann, der überflüssig wurde«. Die makabre Komödie mit Coen-Brothers-Touch profitiert dabei vor allem vom virtuosen Spiel des Hauptdarstellers Justus von Dohnányi.



Regisseur Sebastian Stern bei Dreharbeiten zu »Der Hund begraben«

THOMAS LASSONCZYK

Schon bei seinem HFF-Abschlussfilm »Die Hummel« legte Sebastian Stern sehr viel Wert auf starke Figuren und entsprechend versierte Schauspieler, die diese Charaktere auch verkörpern können. So spielte Jürgen Tonkel, der legendäre Radiomoderator aus Marcus H. Rosenmüllers Kultfilm »Wer früher stirbt ist länger tot«, in der Tragikomödie einen Vertreter-Verlierertypen, der seine Schönheitsprodukte in der niederbayerischen Provinz an die Frau bringen will. Zu seinen Partnern zählte unter anderem auch die wunderbare Inka Friedrich, die man aus den Werken von Andreas Dresen, etwa »Sommer vorm Balkon«, kennt. Jetzt legt Stern, der 2011 für »Die Hummel« mit dem Bayerischen Filmpreis für die beste Nachwuchsregie ausgezeichnet wurde, seinen zweiten abendfüllenden Spielfilm vor. Auch »Der Hund begraben« wartet mit einem ausgezeichneten Ensemble auf. Neben dem Österreicher Georg Friedrich (Silberner Bär 2017 für Thomas Arslans »Helle Nächte«) und der Theateraktrice Juliane Köhler ist es vor allem Justus von Dohnányi, der die Akzente setzt.

Dem Genre ist der 37-jährige Deggendorfer Stern ebenfalls weitgehend treu geblieben, nur dass das Tragische in der Komödie dies-

mal vom Makabren, Schwarzhumorigen überdeckt wird. Im Kern geht es in »Der Hund begraben« um Hans, einen Familienvater (Dohnányi), dem nach dem Verlust des Arbeitsplatzes auch der Kontakt zu seiner Frau Yvonne (Köhler) und seiner Tochter zu entgleiten droht. Als er in diesem Fall gegensteuert und sich Hilfe von außen in Form eines vermeintlichen Freundes (Georg Friedrich) holen will, gerät sein bis dato auch so beschauliches Leben vollends aus dem Ruder.

Eine Thematik, an der Stern sichtlich Gefallen findet: »Familiäre Strukturen interessieren mich immer. Denn hier können auf dichtem Raum, wo es zwangsläufig viele emotionale Verbindungen gibt, oft die naheliegendsten Dinge unausgesprochen bleiben. Und wenn man sich mit dem Thema Nichtkommunikation und Sich-in-Lügen-Verrennen beschäftigt, was ja in diesem Film eindeutig der Fall ist, dann ist Familie ein schöner Schmelztiegel, in dem so etwas bald zu Konsequenzen führt.« In gewisser Weise erinnert »Der Hund begraben« an komödiantische Versionen der Werke Michael Hanekes, aber auch der Sarkasmus der Coen-Brüder schlägt immer wieder durch. Vor allem mit letzterem



Vermeintliche Freunde: Georg Friedrich (links) und Justus von Dohnányi in »Der Hund begraben« | © Hendrik Heiden (2)

Vergleich kann der Regisseur durchaus etwas anfangen: »Haneke erzeugt Abgründigkeit mit einer wesentlich radikaleren und auch reduzierteren Form. Was ich an den Coens sehr schätze, ist dieser wunderbare trockene Humor. Ich mag es, wenn man den normalen Alltag in seiner Absurdität ernst nimmt. Und dadurch werden die Situationen dann witzig.«

Mit Justus von Dohnányi hat sich Stern einen Schauspieler vor die Kamera geholt, der dem Komödiantisch-Makabren ebenfalls eine Menge abgewinnen kann, zuletzt bewiesen in der Funktion als Regisseur des herrlich bitterbösen »Desaster«, wo er auch selbst neben Jan Josef Liefers, Stefan Kurt und Anna Loos agierte. Doch Stern hatte einen ganz anderen Part im Sinn: »Ich bin auf Justus' komödiantisches Talent durch seine erste Regiearbeit »Bis zum Ellenbogen« gestoßen. Dabei fand ich nicht nur den ganzen Film, sondern vor allem auch seine Rolle, die im Film ja leider nicht lange überlebt, sehr komisch. Auch in »Oh Boy« habe ich ihn sehr spannend und auch auf eine gute Weise schräg gefunden. Ich hatte dann die Gelegenheit, ihn zu treffen, und wir haben schnell das Gefühl bekommen, dass wir an denselben Film denken.«

Tatsächlich zeigt sich von Dohnányi in »Der Hund begraben« einmal mehr in Höchstform. Zum einen macht er die Einsamkeit seines Protagonisten auf unnachahmliche Weise transparent, zum anderen wirken selbst die absurdesten Handlungen, die »Hans im Unglück« ausführt, jederzeit glaubwürdig und nachvollziehbar. Und sein nuancenreiches Spiel wird unter anderem in jener Szene deutlich, in der er gemeinsam mit seiner Frau nach ihrem entlaufenen Hund sucht und – aus Gründen, die hier wegen Spoiler-Gefahr nicht verraten werden sollen – nur sehr zaghaft nach Yvannes geliebtem Vierbeiner ruft. Was ebenfalls bei Sterns Film auffällt, ist die Arbeit

mit Schwarzblenden, die dem Ganzen einen episodischen Charakter verleiht. Eine Entscheidung, die der Regisseur ganz bewusst getroffen hat: »Ich mag es ganz gerne, dass man den Rhythmus eines Films auch mal bricht, ihn strukturiert, dass man innehält. Oftmals ist die Dramaturgie ja darauf gepolt, dass alles vorwärtsfließt und lückenlos ineinander übergeht. Ich finde es aber ganz schön, Zäsuren zu schaffen und so dem Zuschauer die Möglichkeit zu geben, darüber nachzudenken, wie es jetzt wohl weitergehen könnte.«

»Der Hund begraben« feierte im letzten Jahr auf den Internationalen Hofer Filmtagen Premiere. Es war die 50. Veranstaltung, die ihr Gründer und Leiter Heinz Badewitz leider nicht mehr miterleben durfte. Sebastian Stern hat den Geist, den das Festival über Jahrzehnte hinweg nicht zuletzt durch Badewitz ausgestrahlt hat, dennoch überall gespürt: »Viele Stammgäste, von Chris Kraus bis Werner Herzog, haben gezeigt, wie viel ihnen Hof bedeutet, auch dadurch, dass sie ihre Filme mit persönlichen Widmungen anmoderiert haben. Ich selbst habe Hof als ein Festival der Regisseure erlebt, auf dem man sich über seine Arbeit kennenlernt und der Glamour und das Drumherum keine Rolle spielen.« Und auch sein Film ist sehr gut angekommen; »Die Leute haben viel gelacht, was ich sehr schön finde, denn bei Komödien, die an der Grenze zum Tragischen entlangschlittern, wäre es schade, wenn das Tragische beim Publikum überwiegt. Deshalb war ich sehr erleichtert und glücklich, dass die Komik aufgegangen ist.« ||

DER HUND BEGRABEN

Deutschland, 2016 | Drehbuch und Regie: Sebastian Stern | Mit: Justus von Dohnányi, Juliane Köhler, Georg Friedrich | 86 Minuten
Kinostart: 23. März

Anzeige

Jetzt abonnieren!

Exklusive Zugaben gewinnen. Archiv durchforsten. Nachdenken, nicken, kopfschütteln: schmunzeln. Lieber heute als morgen.

Mehr auf: www.muenchner-feuilleton.de

MF

Selten wurden Fragen nach Identität poetischer und herzerreißender inszeniert, als in Barry Jenkins oscarprämiiertem Coming-of-age-Drama »Moonlight«.

SOFIA GLASL

»Who is you? – Wer bist Du?« Diese Frage hallt durch den ganzen Film. Sie wird dem Neunjährigen Chiron gestellt, nein, vielmehr entgegengeschleudert. Wer er ist oder gar sein will, wie soll der schwächliche und schüchterne afroamerikanische Junge das wissen. Er lebt mit seiner drogenabhängigen Mutter Paula in Miami. Auf dem Schulhof wird er nur »Little« genannt und verprügelt. Den Spitznamen hat er sich nicht selbst ausgesucht, genauso wenig wie das Leben in Armut.

Um Identität in all ihren Facetten geht es in »Moonlight«, dem zweiten Film von Regisseur Barry Jenkins, der selbst in Liberty City aufwuchs, einem der ärmsten Viertel Miamis und jenem Stadtteil, in dem in den 1960er Jahren die Rassenunruhen eskalierten. Jenkins ist der erste afroamerikanische Regisseur, dessen Film zugleich eine Oscarnominierung für den besten Film, die beste Regie und das beste Drehbuch erhielt. Ein bittersüßes Vergnügen, denn dass man im Jahr 2017 eine solche Neuheit feiern muss, sagt viel aus über die immer noch untergeordnete Rolle, die Afroamerikanern in der amerikanischen Gesellschaft und Kultur zugewiesen wird. Die Oscars für Mahershala Ali als bester Nebendarsteller, für das beste adaptierte Drehbuch und den besten Film sind deshalb wichtig und künstlerisch mehr als gerechtfertigt.

»Am I a faggot? – Bin ich eine Schwuchtel?«, fragt der Junge seinen Freund Juan. Chiron hat bisher kaum gesprochen, sondern ist dem



Der kleine Chiron (Ashton Sanders) neben seiner Vaterfigur Juan (Mahershala Ali). Er bekam bei den diesjährigen Oscars den Preis für den besten männlichen Nebendarsteller | © A24 DCM

»Du bist die Mitte der Welt«

kubanischen Drogendealer und seiner Freundin Teresa wie eine streunende Katze zugelaufen. Immer wieder sitzt er auf dem Treppenabsatz. Er genießt die Mahlzeiten, das saubere Bett und den Schutz der Ersatzfamilie. Seine Mutter ist eine von Juans besten Kundinnen und nimmt ihm das von Juan zugesteckte Geld wieder ab, um es in Crack zu investieren. Von alldem hat Chiron eine vage Ahnung, kann sich aber kaum artikulieren. Zu verschüchtert ist er, nur selten spuckt er knappe

Fragen aus. Doch die haben es in sich. Juan erdet den Jungen – er würde irgendwann einfach wissen, ob er schwul sei oder nicht, eine Schwuchtel sei er aber in keinem Fall.

Juan geht mit ihm ans Meer und lehrt ihn das Schwimmen und vor allem das Loslassen des unerbittlichen Alltags. »Du bist die Mitte der Welt« ruft er ihm zu, als er ihn in die Wellen hinauschiebt. Ein kurzer Moment der Selbstbestimmung und ein Vorgeschmack darauf, wie es sein könnte, sich selbst zu fin-

den. Das Meer und das Wasser werden weiterhin eine magische, regenerierende Wirkung auf Chiron haben. Selten wurden Fragen der Identität so poetisch und herzerreißend schön inszeniert. In einem Kaleidoskop aus traumähnlichen, mondbeschiedenen Szenen am Strand, sonnenüberströmtem Scheinidyll in der Barackensiedlung von Liberty City und Paulas neonfarbenen getränktem Drogenrausch sucht Barry Jenkins nach den schönen Momenten in diesem rauen Leben.

In drei Kapiteln wirft er Schlaglichter auf Chirons Jugend im Alter von neun, 15 und 26 Jahren. Heißt das erste Kapitel noch »Little«, ist das zweite schon selbstbewusst mit »Chiron« überschrieben. In »Black« ist aus dem unsicheren und schwächlichen Jungen ein Abbild des starken Juan geworden. Sein Schulfreund Kevin wollte ihn immer »Black« nennen, doch wehrte Chiron den Spitznamen als Teenager ab. Seine selbstbestimmte Verinnerlichung der sozialen Rolle mag wie ein Rückschlag aussehen, doch ist sie vielmehr Zeichen der Akzeptanz, ein Freundschaftsangebot. Denn gerade die Beziehungen zu anderen machen einen Gutteil der Identität aus. Die Auswahl der Bezugspersonen muss jedoch selbstbestimmt passieren und diesen holprigen Weg zur Eigenständigkeit weist Jenkins seiner Hauptfigur Chiron.

Er bleibt dabei ganz nah bei seinen Protagonisten, immer fokussiert, immer zugleich poetisch und bodenständig. Den Film umgibt scheinbar beiläufig ein ganzer Ozean an universellen Fragen der sozialen, familiären wie sexuellen Identität. Sie müssen nicht alle beantwortet werden, doch werden sie in den Figuren reflektiert und umglitzern die Tristesse des Jungen wie ein Hoffnungsschimmer. ||

MOONLIGHT

USA 2016 | Regie: Barry Jenkins | Mit: Ashton Sanders, Alex R. Hibbert, Trevante Rhodes, Janelle Monáe, Mahershala Ali | 111 Minuten

Kinostart: 9. März



So ganz hört die Liebe nicht auf, auch nach zwanzig Jahren nicht: Sarah Paulson und Mark Duplass in »Blue Jay« | © The Orchard

Der nicht gegangene Weg

In »Blue Jay« treffen sich zwei ehemals Liebende auf schmerzhaft-schöne Weise wieder. Hätte auch alles anders laufen können? Dieser Frage geht Regisseur Alex Lehmann in seinem Debütfilm nach.

»No More: I Love You's«, singt Annie Lennox laut aus den Wohnzimmerboxen. Jim und Amanda tanzen dazu mit ausladenden Gesten und singen lauthals mit. Sie müssen lachen. Zwar kommen sie einander näher, schaffen eine Umarmung. Doch die Vertrautheit wird ihnen unangenehm, schnell stimmen sie wieder ironisch in den Gesang ein. »Wie bei unserem Abschlussball«, bemerkt Amanda, »Ja, aber der Song dauert ganz schön lang.« Ganz geheimer ist Jim die Situation nicht.

Das einstige Highschool-Traumpaar ist einander zufällig im alten Heimatdorf wieder-

begegnet. Amanda besucht ihre Schwester, Jim löst den Haushalt seiner gerade verstorbenen Mutter auf. In deren Wohnzimmer tanzen sie nun, umgeben von Familienmemorabilia und gemeinsamen Erinnerungen.

Regisseur Alex Lehmanns Erstling »Blue Jay« ist ein bescheidener Film, und das ist seine Stärke. Er erzählt behutsam und reduziert vom Aufeinandertreffen des einstigen Paares. In brillantem Schwarz-Weiß entfaltet er narrativ zurückhaltend ein Kammerstück, das gänzlich von den beiden Darstellern getragen wird. Sarah Paulson, für ihre Rolle in »The Peo-

ple v. O.J. Simpson« mehrfach ausgezeichnet, sowie Drehbuchautor und Indie-Multitalent Mark Duplass machen hinreißend spürbar, wie nahe beieinander Liebesglück und ein gebrochenes Herz liegen können. Paulson und Duplass meistern die Gratwanderung zwischen Leichtigkeit und Melodramatik spielerisch in kleinen Gesten und Blicken. Der nostalgische Sog der Vergangenheit überwiegt das Gefühl der verpassten Möglichkeiten in den zwanzig Jahren seit ihrer Trennung. Die zunächst oberflächlichen »Mir geht's gut«-Beteuerungen geben den Blick auf eine gemeinsame Traurigkeit frei. Unbeholfen probieren die beiden ihre einstigen Teenageridentitäten wie Kostüme neu an. Sie müssen das Gegenüber neu kennenlernen und wissen doch so viel voneinander. Jims lakonische Blicke und Amandas verhaltenes Lachen zeugen von dem Schmerz, der über aller Wiedersehensfreude schwebt. Trotzdem blitzt die alte Vertrautheit wieder kurz in ihren Augen auf. Nur das Leben scheint ihnen

zwei Jahrzehnte lang dazwischengekommen zu sein. Dabei bleiben sie aber immer fest im Hier und Jetzt verankert, denn Lehmann verzichtet auf Rückblenden. Lieber lässt er Jim und Amanda in alten Tagebüchern und Briefen lesen, Songs singen, eine alte Kassettenaufnahme anhören, auf der sie ihren 20. Hochzeitstag fingieren. Scherzhaft spielen sie die Szene noch mal nach, jedoch im Wissen, dass es zu dieser Feier und einem ironiefreien Tanz nie kommen wird. Doch was bleibt ihnen anderes übrig, als den eigenen Schmerz gemeinsam im Spiel zu überwinden, denn die Sprache haben sie wie im Annie-Lennox-Song verloren: »Language is leaving me. Changes are shifting outside the word.« || sog

BLUE JAY

USA 2016 | Regie: Alex Lehmann
Mit: Mark Duplass, Sarah Paulson | 80 Minuten
Bei Netflix abrufbar

Anzeige

Oster Kinder Filmtage
Oster Kinder Filmtage
8. – 13. April
KINDERKINO MÜNCHEN e.V.
kinderkino-muenchen.de



Auf christlicher Mission im Japan des 17. Jahrhunderts: Adam Driver (links) und Andrew Garfield in Martin Scorseses »Silence« | © Concorde Filmverleih GmbH

TIM SLAGMAN

Die Grillen, sie zirpen ohrenbetäubend, lauter, immer lauter. Dann die Stille: ein Versprechen, das Ende der Folter. Noch ist die Leinwand schwarz, bald darauf durchzogen von Nebelschwaden. Ein japanisches Golgatha bricht durch den Dunst, gekreuzigte Jesuitenpater werden mit siedendem Wasser aus heißen Quellen besprenkelt. Man schreibt das 17. Jahrhundert, und in der Präfektur Nagasaki verfolgt der Magistrat Inoue die Christen mit schrecklicher Raffinesse.

In ihrem monumentalen Kloster, dem einzigen Gebäude aus Stein, das der große Designer Dante Ferretti für diese Produktion ausgestaltet hat, erfahren Rodrigues und Garupe, zwei portugiesische Jesuiten, dass ihr Mentor, der Missionar Ferreira, unter der Folter vom Glauben abgefallen sei. Die beiden machen sich auf, ihn zu finden, auf in ein fremdes Land mit einer fremden Sprache. Auf in schäbige Holzhütten und lehmige Verschlüsse, wo sie den Gläubigen der Küstendörfer heimlich Sakramente spenden und sich vor den Autoritäten verstecken.

Rodrigo Prieto, der für Martin Scorsese zuletzt das sprudelnde, sinnliche Chaos des »Wolf of Wall Street« eingefangen hat, verdiente sich eine Oscarnominierung für seine souveräne Beherrschung des beengten Raums, für das Zwielflicht, die

Schatten und die Dunkelheit, in denen Hoffnung blüht. Das Licht und die Opulenz, sie warten draußen in der prachtvollen, grünen Küstenberglandschaft des Drehortes Taiwan, in der sich die Menschen verlieren und gleichzeitig dem Auge des Gesetzes exponieren. Die Natur selbst, überwältigend wie sie ist, hat es nur selten nötig, mit zirpenden Grillen wie mit Nadeln zu stechen. Sie kann sich die Gleichgültigkeit leisten.

Und das titelgebende Schweigen, das mehrfach codiert ist in einer Erzählung, die sehr lange ohne Musik auskommt. Rodrigues und Garupe, die bald getrennte Wege gehen, um ihren überraschend intensiv nachgefragten seelsorgerischen Pflichten ebenso wie ihrem eigentlichen Auftrag nachgehen zu können, werden den blanken Terror erleben, Verrat, Mord, Qual, Entbehrung, auch süße Einflüsterung. Rodrigues wird, dem religiösen Delirium nahe, den Tod seiner Nächsten mit ansehen müssen: Ein toter Priester wäre ein Märtyrer, ein zweiter Ferreira ein leuchtendes Beispiel. Und die Gläubigen bilden die Verhandlungsmasse dazwischen. Rodrigues bleibt das Flehen. Was er erntet: Schweigen. Und dann eine Stimme.

Diesen archaischen Konflikt, den Shusaku Endo im gleichnamigen Roman auf Basis historischer Quellen entfaltete,

wollte Martin Scorsese schon seit Jahrzehnten verfilmen – unübersehbar ist der thematische Anschluss an »Die letzte Versuchung Christi« von 1988. Vielleicht darf man angesichts dieser Produktionsgeschichte auch vom Publikum ein wenig Geduld verlangen. Mehr als zweieinhalb Stunden dauert diese neue Passionsgeschichte, in der keine Sekunde verschwendet ist, um die Hingabe und das Ringen, den Zweifel und die Beharrlichkeit auf und ab wogen und sich aneinander brechen zu lassen wie die Flutwellen an den langsam ertrinkenden Gefolterten. Adam Drivers Garupe bleibt in all der Härte seiner Züge der unbeugsamere der beiden Missionare, während Andrew Garfield als Rodrigues sich bald windet und quält und verzweifelt den Menschen unter der Maske des Verkünders hervorbrechen lässt. So kommt einem ein Stoff, von dem sich die urbanen Cinephilen des 21. Jahrhunderts denkbar weit entfernt fühlen dürften, plötzlich ganz erlebbar nahe. ||

SILENCE

USA 2016 | Regie: Martin Scorsese | Mit: Andrew Garfield, Adam Driver, Liam Neeson u.a. | 161 Minuten | seit 2. März im Kino

Stimmen der Bürgerrechtsbewegung

Mit »I Am Not Your Negro« inszeniert Raoul Peck einen eindringlichen Filmessay über die Emanzipation der Schwarzen in den USA. Anhand eines unveröffentlichten Manuskripts von James Baldwin spürt der Regisseur dabei den Wurzeln des Rassismus nach.



In der Mitte mit Sonnenbrille: Der US-Autor James Baldwin. Ruhm über die Grenzen Amerikas hinaus bescherten ihm u.a. seine Arbeiten »Notes of a Native Son« und »Nobody Knows My Name« | © Salzgeber & Co. Medien GmbH

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Als Regisseur Raoul Peck in James Baldwins Nachlass recherchiert, stößt er auf dessen unveröffentlichtes Manuskript »Remember This House«. Es sind Baldwins letzte, fragmentarische Aufzeichnungen, die Quintessenz seiner humanistischen Agenda gegen die Segregation in den USA. Baldwin, der literarische Vordenker der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, unternimmt dabei den Versuch, durch eine sehr persönliche, aber auch ideologiekritische Annäherung an seine drei ermordeten Aktivistenfreunde Malcolm X, Martin Luther King und Medgar Evers das Sisyphechicksal der Schwarzen in den Vereinigten Staaten offenzulegen. Die Geschichte der USA, so seine ernüchternde These, ist die Geschichte der Schwarzen in den USA.

Unter dem Titel »I Am Not Your Negro« hat Raoul Peck Baldwins Text als einen gleichermaßen klugen wie eindringlichen Filmessay inszeniert und sich dabei dessen permanenten Rekurs auf die amerikanische Popkultur zu eigen gemacht. So setzt Peck Archivaufnahmen der Bürgerrechtsbewegung in Bezug zu kardinalen Filmszenen, die die verschiedenen Aspekte und Grade der langen Historie des Rassismus im Hollywoodkino illustrieren. Warum ist der Cowboy John Wayne ein Nationalheld, ein Schwarzer mit Waffe dagegen per se ein Krimineller? Die Leinwand verdeutlicht diese Widersprüche, sie ist für Baldwin Spiegel der Gesellschaft, ihrer Ängste und ihrer Verhaltensmuster.

In lose strukturierten Exkursen reflektiert »I Am Not Your Negro« Rassismus als einen diffizilen, sozialpsychologischen

Nexus des Hasses, tief verwurzelt in einer über Jahrhunderte gewachsenen Grunddynamik aus Schrecken und Wut. Baldwins kritische Diskussion umschließt dabei auch die diametralen Lösungsansätze von King, Malcolm X und Evers. Für ihn stehen sowohl Gewaltanwendung als auch Pazifismus als Ideologien unter Generalverdacht.

Peck macht dieses dialektische Moment in Baldwins Denken stark und erhebt es zum narrativen Prinzip. Entsprechend hören wir in »I Am Not Your Negro« zwei Stimmen Baldwins. Einmal das Original der Archivaufnahmen, den jungen, eleganten Baldwin, der im Anzug vor Studenten oder in Talkshows referiert. Dann das lyrische Ich des Textes, den wütenden, politisierten Baldwin, gesprochen von Samuel L. Jackson. Sein Ton ist rauher, dringlicher, cooler. Die Eleganz ist der Street-Credibility gewichen. Mit dieser Dopplung aktualisiert »I Am Not Your Negro« den historischen Baldwin für die aktuellen Ereignisse in Ferguson, zeigt auch, dass Rassismus einen steten Kampf gegen die Machtmechanismen in unseren Köpfen erfordert. ||

I AM NOT YOUR NEGRO

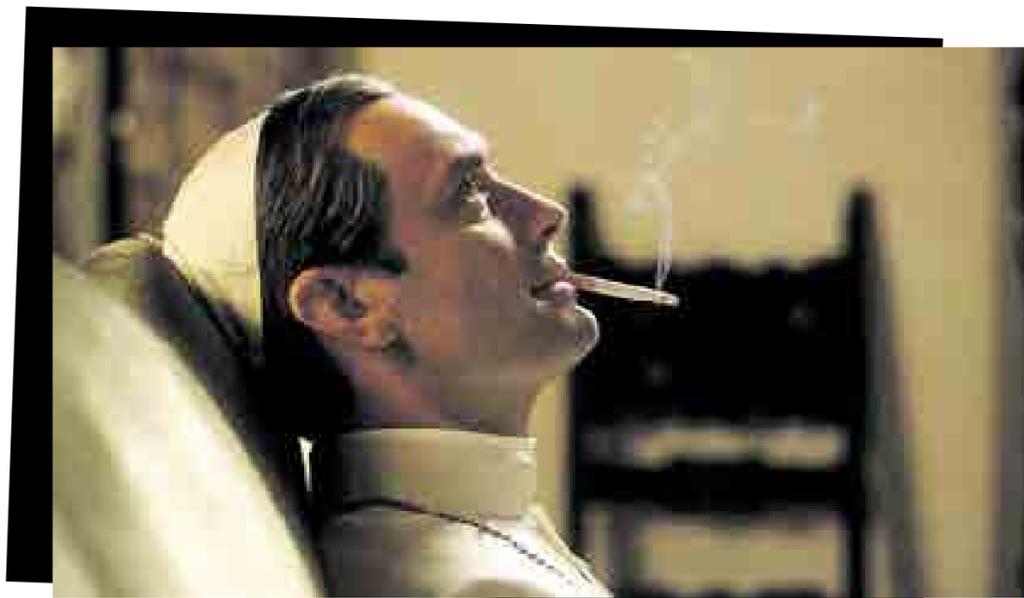
Frankreich/USA/Belgien/Schweiz 2016 | Regie: Raoul Peck | Mit: James Baldwin, Samuel L. Jackson (Erzähler) u.a. | 93 Minuten
Kinostart: 30. März

Anzeige

HIER LIEGT EIN ERMORDETES KIND, VOR DEM SICH EUROPA FÜRCHTETE.
DIE TROERINNEN AB 10. MÄRZ
RESIDENZ THEATER

Das weiße Rauschen

In Paolo Sorrentinos Miniserie »The Young Pope« brechen neue Zeiten im Vatikan an. Denn der frisch gewählte Pontifex, gespielt von einem brillanten Jude Law, ist ein Typ von der rabiaten Sorte.



Von wegen Erneuerung: In Paolo Sorrentinos »The Young Pope« tritt ein unverbesserlicher Hardliner (Jude Law) das Amt des Pontifex an | © Polyband

SIMON HAUCK

Paolo Sorrentino verkörpert derzeit selbst gerade so etwas wie das neapolitanische Kinowunder: Zuerst der Cannes-Hit »Il Divo« (2008), dann ein Oscar, ein Golden Globe und vier europäische Filmpreise für »La Grande Bellezza – Die große Schönheit« (2013) und zuletzt der internationale Kinoerfolg »Ewige Jugend – Youth« (2015), der erneut breit, zuweilen auch stark ambivalent, diskutiert wurde und trotzdem – oder gerade deshalb? – erneut vielfach prämiert wurde. Seit Jahren fliegen ihm die Herzen vieler Cineasten zu und nun auch die dicken Banknoten: Im Auftrag von Sky, HBO und Canal+ durfte er sich mit einer Art Carte blanche eine Serie über die Geschichte des ersten, natürlich fiktiven US-amerikanischen Papstes namens Lenny Belardo (Jude Law) aka Pius III. erdichten. Anders würde es bei Sorrentino auch gar nicht gehen: Schließlich versteht sich der aktuelle Wunderheiler des italienischen Films dezidiert »als Poet des Kinos«.

Die ersten beiden Folgen dieser prestigeträchtigen zehnteiligen Miniserie – allein der voluminöse Cast zielt sich mit Schauspielgrößen wie Diane Keaton, James Cromwell, Ludivigne Sagnier, Silvio Orlando, Cécile de France oder Javier Cámara – wurden bereits im vergangenen September bei den Filmfestspielen von Venedig präsentiert. Und kurz darauf konnten sich die deutschen Sky-Abonnenten ein Bild von diesem wahrhaft göttlichen Format machen. Erzählte Wahrheiten, erträumte Lügen wäre ein passender Alternativtitel zu »The Young Pope« gewesen, den Polyband nun auf Blu-ray

veröffentlicht.

Der namensgebende, überaus adrette Neuling in den berühmtesten roten Schuhen dieser Erde entpuppt sich dabei in Sorrentinos reich gewürzter »House of Cards«-Variante im Vatikanstaat innerhalb kürzester Zeit als ein im Herzen rabiat, tolldreister Emporkömmling, der am liebsten in zügelloser Donald-Trump-Manier die jahrhundertealten Mauern des Vatikans erzittern lässt. Jude Law, der in seiner Schauspielkarriere nie besser war, verkörpert diesen alles andere als gewöhnlichen Pontifex mit einer derartigen Spielfreude, dass man ihm auch manches Overacting verzeiht. Denn so gewieft, so abgründig, so narzisstisch hat man den arrivierten, aber im Grunde selten wirklich glänzenden Hollywoodstar in der Tat noch nie gesehen: Ist er in Wahrheit doch ein Suchender? Oder gar ein vom Glauben Abtrünniger? Oder innerlich doch ein erkonservativer Kirchenreaktionär – bloß mit Model-Visage? Gleich in seiner ersten Rede geht er auf kirchenintern besonders heiße Eisen wie Masturbation, Abtreibung und Homo-Ehe ein – und zwar durchwegs positiv!

Das ist beileibe nicht die letzte Überraschung in »The Young Pope«, ganz im Gegenteil: Dass Luca Bigazzi, Sorrentinos Stammkameramann, einen Hang zu Drastik, Slapstick, Grotteske wie Fantastik hat, ist bekannt. Wer das exaltierte Œuvre des italienischen Kreativduos kennt, weiß, dass hier selten etwas aus-, nein noch viel lieber, ständig etwas dazu-erzählt wird: im Geiste der europäischen Surrealisten, ver-

steht sich, wie in der fellinesken Vorliebe für absurde Clowns und schräge Typen. Auch in ihrer ersten Serienarbeit schwelgen beide in gewohnt überzuckerten, aber hochfaszinierenden Bildarrangements, die man nur lieben – oder ablehnen – kann. So markant ist mittlerweile schon ihr gemeinsamer Stil, der zudem mit einem glänzenden, abermals zwischen Elektro und Klassik changierendem Musik-Score punktet. Außerdem leben in Sorrentinos ganz eigener Welt-der-Wunder-Fernsehwelt Kängurus und Schildkröten wie selbstverständlich in den vatikanischen Gärten, daneben kicken sich wild gewordene Nonnen in Zeitlupe den Lederball zu. Und bereits in der ersten Einstellung kriecht der titelgebende Neuling im Amt unter einer Pyramide von – festhalten – Säuglingen hervor! Im Anschluss springt der extravagante Gottesstaat-Rookie unter die Dusche – und Jude Law zeigt ungeniert seinen Allerwertesten. Danach möchte jener leicht unkonventionelle Gottesvertreter auf Erden nur noch eines: »eine Cherry Coke Zero« – und der Zuschauer: immer mehr. ||

THE YOUNG POPE

Italien, Spanien, Frankreich 2016 | Regie und Drehbuch: Paolo Sorrentino | Mit: Jude Law, Diane Keaton, James Cromwell, Ludivigne Sagnier, Silvio Orlando | 10 Episoden mit 544 Minuten Spielzeit | erhältlich als DVD und Blu-ray sowie abrufbar bei Sky

Filmische Wunderkammer

Mit »Marketa Lazarová« erscheint eines der bedeutendsten Filmjuwelen der tschechischen Kinokunst auf DVD und Blu-ray.



Für den einzigartigen Bildersog von František Vlácil's »Marketa Lazarová« zeichnet Kameramann Bedřich Batka verantwortlich. Gemeinsam mit dem Regisseur konzipierte er den halluzinatorischen Trip in eine ferne Zeit | © 1967 Studio Filmowe Barrandov / Státní fond eské Republiky

Eine »Film-Rhapsodie« nannte 1967 der tschechische Kinomaverick František Vlácil schlicht seine fast dreistündige filmische Mittelalter-Exegese »Marketa Lazarová« bei der damaligen Uraufführung hinter dem Eisernen Vorhang. Der laut Filmemachern, Filmwissenschaftlern und Filmkritikern »beste tschechische Film aller Zeiten«, so der einhellige Tenor im Rahmen einer Umfrage aus dem Jahre 1998, war in westlichen Gefilden dennoch lange Zeit relativ unbekannt und fand nur vereinzelt in der hiesigen Filmliteratur Erwähnung. Erst im vergangenen Dezember, also rund 45 Jahre nach seiner Erstausführung im ehemaligen Ostblock, konnte das legendenumwobene Filmprojekt durch das Engagement des Kölner Verleihs und DVD-/Blu-ray-Anbieters »Bildstörung« seine deutsche Kinopremiere feiern.

Vlácil's monolithisches Schwarz-Weiß-Epos, das irgendwo im 12. und 13. Jahrhundert angesiedelt und von heidnischen wie christlichen Mythen ebenso süßlich wie bitter durchtränkt ist, überfällt den heutigen Zuschauer aus dem Hinterhalt: Schon in der ersten Einstellung rennt ein Rudel Werwölfe, schräg an der Kamera entlanglaufend, ins Blickfeld. Bedřich

Batka soghaftes Bilderballett aus gleichsam grausigen wie zärtlichen Einstellungen, viele davon per Hand gedreht, überumpelt den Betrachter förmlich – und ist nur der Auftakt zu weiteren 165 phänomenalen Filmminuten.

Einsame Helden in Sumpflandschaften treffen hier auf Schlachtengemälde, die wie im Fiebertraum gefilmt wurden. Sexuelles Urbegehren mischt sich mit zügelloser Tiermetaphorik: Wer hier Jäger und wer der Gejagte ist, entscheidet allein die Neugier des Publikums. Dass František Vlácil (»Die weiße Taube«) sich in seiner Heimat – im Gegensatz zu seinen jüngeren Neue-Welle-Kollegen Forman, Chytilová oder Menzel – einst in Kunstgeschichte und Ästhetik habilitiert und fast jede seiner gut 100 000 (!) Einstellungen vorab im Storyboard visualisiert hatte, ist in dessen ausgefeilter Bildsprache von vornherein unverkennbar: Genauso mutig wie freigeistig setzt Vlácil auf einen fein austarierten Mix aus monumentalen Zentralperspektiven, Untersicht und mehrfach belichteten Bildfeldern, die oftmals von großer Tiefenschärfe geprägt sind und obendrein auch keine Reißschwenks oder extreme Zoomaufnahmen scheuen.

Es ist das Werk eines konsequenten Stilisten und Ästheten, dem seine durcharrangierten Tableaux-vivants-Einstellungen über alles gehen, der auf konventionelle Handlungsparameter pfeift und stattdessen vollends auf assoziativ-lose Montagekunst und rauschhafte Synästhesiemomente setzt.

»Marketa Lazarová« gehört zu jener Handvoll Ausnahmefilme, die sich bereits bei der ersten Sichtung unwiederbringlich in das Langzeitgedächtnis einbrennen. Längst sitzt Vlácil's filmische Wunderkammer im übertragenen Sinne bereits im Kino-Olymp, gleich neben Tarkowskis »Andrej Rubljow«, Bergmans »Das Siebente Siegel«, Pasolinis »Edipo Re«, Marcel Camus' »Orfeu Negro« und Tarrs »Das Turiner Pferd«: Höher hinauf geht es nicht mehr. || sha

MARKETA LAZAROVA

Tschechoslowakei 1967 | Regie und Drehbuch: František Vlácil | 165 Minuten | erschienen als DVD und Blu-ray mit umfangreichem Bonusmaterial

Das falsche Signal

DIRK WAGNER

Einige erinnern sich vielleicht noch an das maue Münchner Radioprogramm, bevor es erweitert wurde um die Jazzwelle, Lora, Radio Feuerwerk und schließlich vor gut 20 Jahren M94.5. Der letztgenannte Sender wurde von der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM) als Aus- und Fortbildungskanal (AFK) eingerichtet. Erstmals lernten Menschen hier den Radiojournalismus, indem sie verantwortungsvoll ein tägliches 24-Stunden-Programm gestalteten. In einer echten Redaktion, die echte Themen für echte Hörer aufbereitete. Begleitet von Kursen, die das notwendige Know-how vermittelten, welches die Teilnehmer sofort in der Praxis trainieren und mitunter sogar hinterfragen durften. Um anderen Radiosendern der BLM keine Konkurrenz zu bieten, schließlich wollte niemand potenziellen Arbeitgebern schaden, einigte man sich vorab auf eine Musikausrichtung, die die Hitparaden den anderen Sendern überließ, damit diese damit ihre Einschaltquoten sichern konnten.

Tatsächlich war M94.5 darum von Anfang an ein Forum für jene Popmusik, die man im Rundfunk bis dahin nur in ausgesuchten Nischenprogrammen zu hören bekam. Etwa in Zwi-

Die Münchner Radiolandschaft wird um M94.5 ärmer. Denn die Frequenz des Ausbildungskanals wurde der Rockantenne zugeschustert. Das Warum verstehen nur die Betriebswirte.

schers Kopfhörer auf Radio Gong sonntags von 24 Uhr bis 2 Uhr! Oder in den täglichen anderthalb Stunden des Zündfunks auf Bayern 2. Auf M94.5 lief solche Musik rund um die Uhr. Dass die hier auszubildenden Radiomacher auch Interviewpartner suchten, eröffnete zudem heimischen Musikern ein Forum, das Radiostationen in solchem Umfang bis dato nie boten. Überregionale Sender hätten sich eh nie auf die lokale Szene konzentrieren dürfen, ohne die Szenen der anderen Städte im Sendegebiet zu vernachlässigen. Und die meisten

einschaltquotenabhängigen Sender nahmen die Popmusik ohnehin erst wahr, wenn sie in der Olympiahalle stattfand. Die Stars auf M94,5 eroberten indes erst die Clubszene und profitierten darum umso mehr von der neuen Öffentlichkeit. Gleiches gilt im übrigen auch für Theaterproduktionen, politische Aktionen oder Sportler, um einige weitere Themen auf M94.5 zu benennen.

Darum zeigten sich nicht nur Münchner Musiker und Veranstalter schockiert, als die BLM beschloss, die UKW-Frequenz 94,5 nach zwanzig erfolgreichen Jahren der Rockantenne zu übergeben. Die Bedeutung seines Programms für diese Stadt wäre kein Argument für M94.5, war in einem Zeitungsartikel über die Entscheidung zu lesen. Der AFK diene schließlich nur der Aus- und Fortbildung, und die könne man auch ohne UKW-Frequenz sichern. Darum wird M94.5 ab September nur im DAB Radio und im Internet zu hören sein, sieht man einmal von kleinen Programmfenstern auf der Rockantenne ab. Dass das Interesse an Kooperationen sinken könnte, wenn absehbar weniger Hörer das Programm verfolgen, nachdem viele Auto- und Küchenradios wegfallen, und dass darum auch für die Ausbildung nötige Interviewpartner ausbleiben könnten, scheint niemanden zu interessieren. Bleibt also zu hoffen, dass die Hörer dem M94.5-Programm auch im Internet folgen werden. Denn einen Zwischer mit seinem Kopfhörer gibt es auch auf Radio Gong nicht mehr! Und anderthalb Stunden Zündfunk pro Tag sind definitiv zu wenig, um dem Münchner (Pop-)Kulturleben gerecht zu werden. ||

Traum der Davongekommenen

In der Tragikomödie »Die andere Seite der Hoffnung« erzählt Aki Kaurismäki nach einer sechsjährigen Kinopause von der Begegnung eines wunderbar seltsamen Paares und vom ergreifenden Schicksal eines jungen Geflüchteten.

CHRIS SCHINKE

»Sei fröhlich, die Melancholischen schicken sie als Erstes nach Hause.« Diesen Rat erhält Flüchtling Khaled kurz nach seiner Ankunft in Helsinki. Es ist sein vorerst letzter Stopp am vorzeitigen Ende einer entbehrungsreichen Odyssee, die den jungen Mann aus seiner zerbombten Heimatstadt Aleppo in die finnische Hauptstadt geführt hat. Khaled (Sherwan Haji), der es nicht recht schaffen will, den Anschein von Fröhlichkeit zu erwecken, erhält diesen Ratschlag von Mazdak (Simon Hussein

al-Bazoon), auch er ist Flüchtling, stammt aus dem Irak und nimmt den Jüngeren unter seine Fittiche. Auf der Behörde fragt man Khaled: »Wie haben Sie es überhaupt bis hierher geschafft?« »Das ist einfach«, sagt der junge Mann mit dem träumerischen Blick, der sich immerzu nach einem Ort weit entfernt zu sehnen scheint, »keiner wollte mich sehen.« Einen Wunsch hat Khaled: seine geliebte Schwester Miriam wiederzusehen. In den Wirren der Flucht haben ihre Wege sich getrennt –

die beiden sind die einzigen Überlebenden ihrer syrischen Familie. Ob es eine syrische Rakete war, die ihr Zuhause dem Erdboden gleichgemacht hat, eine der Hizbollah-Miliz oder eine der Amerikaner, das vermag Khaled nicht zu sagen. Die finnischen Behörden sind dennoch der Überzeugung, Syrien sei ein sicheres Land, sicher genug, um Khaled dorthin auszuweisen. Der entzieht sich der Polizei und ist erneut auf der Flucht.

Es gibt einen weiteren Flüchtling in Aki Kaurismäkis erstem Spielfilm seit sechs Jahren, einen, der aber aus weniger drängenden Verhältnissen zu entfliehen versucht. Sein Name: Wikström.

Die Ehe ist ihm zu viel, die Wodka trinkende Frau, das schmucklose Heim, dieser verdammte trostlose Kaktus auf dem Küchentisch. Er macht sich aus dem Staub, und Kaurismäki erzählt von dieser Alltagsflucht eines alternden Mannes in gewohnt lakonischer Manier mit einzigartig skurrilem Blick auf das Geschehen.

Brillant wird das Ganze, wenn die beiden Erzählstränge sich in Form einer hinreißenden Tragikomödie begegnen, denn Kaurismäki ist ein Meister in der Inszenierung seltsamer Paare. So auch im Fall von Khaled und Wikström. Die hauen sich bei ihrem ersten Aufeinandertreffen erst mal kräftig auf die Schnauze, aber nur, um sich im nächsten Moment schon zu vertragen. Wikström (Sakari Kuosmanen) sucht nämlich tatkräftige Mitarbeiter, denn er hat – weil ihm eine Pokerrunde eine erkleckliche Summe Euros beschert hat – ein Restaurant übernommen. Dessen Spezialität: Pellkartoffeln mit gesalzenen Heringen – aus der Konservendose, versteht sich. Khaled findet in dem Laden, bevölkert von einem Kaurismäki-typischen Reigen aus Außenseitern, Unterschlupf, dazu einen niedlichen Hund und endlich auch einen Job. Eines Tages erhält der junge Flüchtling Nachricht von seiner Schwester, und Wikström will alles tun, um die beiden Verbliebenen der ansonsten ausgelöschten Familie zu vereinen. So unwahrscheinlich die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung in sicheren Verhältnissen sein mag, wie die meisten Kaurismäki-Filme hört auch »Auf der anderen Seite der Hoffnung« nicht auf, den Traum aller Davongekommenen weiterzuträumen. ||



Neu geknüpfte Freundschaft: Die beiden Geflüchteten Khaled (Sherwan Haji, links) und Mazdak (Simon Hussein al-Bazoon) in Aki Kaurismäkis »Auf der anderen Seite der Hoffnung« © Sputnik Oy

Anzeigen

AUS DEM LAND DES SCHNEELÖWEN
KOSTBARKEITEN AUS TIBET
9.12.2016 – 16.4.2017

Kunst inklusive!

Real_y
Adidal Abou-Chamat und Jutta Burkhardt
23.2. – 21.4.2017

Geöffnet (ohne Feiertage)
Mo – Do 8 – 17 Uhr Fr 8 – 13 Uhr
14.3. Führung Leichte Sprache
4.4. Künstlergespräch

Galerie Bezirk Oberbayern
Prinzregentenstr. 14
80538 München
gegenüber Haus der Kunst
www.kunst-inklusive.de

Soziales | Gesundheit | Bildung | Kultur | Umwelt | Heimatpflege

GALERIE BEZIRK OBERBAYERN | bezirk oberbayern

DIE ANDERE SEITE DER HOFFNUNG

Finnland 2016 | Regie: Aki Kaurismäki | Mit: Sherwan Haji, Sakari Kuosmanen, Ilkka Koivula u. a. | 98 Minuten
Kinostart: 30. März



Jonas Kaufmann bei der Probe | © Wilfried Hösl

ANNA SCHÜRMER

Opern sind eine musikalische Gattung des Theaters, während das Drama ein theatrales Bühnenstück mit verhängnisvollem Ausgang ist und damit wiederum auf die Dramatik der meisten Opernstoffe verweist. Die Kreuzungspunkte musik- und textbasierter Theatergattungen reflektierte Ende des 19. Jahrhunderts offenbar auch der italienische Komponist Umberto Giordano – darauf deutet der Untertitel hin, den er seiner Oper »Andrea Chénier« gab: »Dramma di ambiente storico in quattro quadri«.

Am 12. März feiert das »Drama in historischem Ambiente und vier Bildern« im Münch-

ner Nationaltheater unter dem israelischen Dirigenten Omer Meir Wellber und interpretiert vom Bayerischen Staatsorchester und dem Chor der Bayerischen Staatsoper Premiere. Benedikt Stampfli, der Dramaturg der Neuinszenierung, freut sich, »dass dieses eminent wichtige Werk nach mehreren gescheiterten Versuchen endlich seine Münchner Erstaufführung feiert, noch dazu mit dem Dreamteam Jonas Kaufmann in der Titelrolle und Anja Harteros als Maddalena«.

Philipp Stölzl, der Regisseur der Münchner Neuinszenierung, wurde mit Musikvideos bekannt, die er für Popstars wie Madonna und

Dekadent und Antiheld

Mit Umberto Giordanos »Andrea Chénier« leistet sich die Bayerische Staatsoper einen Hauch von Revolution. Und mit Anja Harteros und Jonas Kaufmann ein Traumpaar der Oper.

Bands wie Rammstein produzierte. Als Filmregisseur drehte er Historien-Blockbuster wie »Der Medicus« und Dramen wie »Nordwand«. Das mag auf den ersten Blick verwundern, macht auf den zweiten neugierig auf eine dynamische Regiearbeit und erscheint bei genauerem Hinsehen durchaus logisch – kann man doch Musikvideos wie das Kino als audiovisuelle Fortentwicklungen des Multi-mediums Oper begreifen: »Andrea Chénier« entstand am Vorabend des Kinos«, erläutert Stampfli, »arbeitet mit Zoom-Effekten und ordnet Bilder wie auf einem Tableau atmosphärisch an.« Darüber hinaus beweisen Stölzls filmische Arbeiten ein Gespür für Dramen »di ambiente storico«, wie »Andrea Chénier« eines ist. In seiner Inszenierung bleibt der Regisseur den historischen Bezügen treu, denen die Partitur mit ihren Revolutionsliedern und das Libretto mit seinen historischen Figuren intrinsisch verbunden sind. »Aber natürlich«, so betont der Dramaturg, »hat die Herr-Knecht-Dialektik bis heute Bestand.«

Das Libretto von Luigi Illica, der später mehrfach für Giacomo Puccini tätig war,

umkreist die tragische Figur des französischen Dichters André Chénier, der 1794 mit 31 Jahren auf dem Schafott endete: Im Frankreich zur Zeit der Revolution positioniert er sich gegen die Dekadenz des Adels und ist doch zugleich Teil der feinen Gesellschaft. Niemals kann daher ein solcher »dékadent« zum rebellierenden Arbeitervolk gehören, das zeigt seine Verurteilung zum Tod durch das Fallbeil. Und natürlich ist die musiktheatralische Aufarbeitung gewürzt mit tragischem Herzschmerz. Vor dem gnadenlosen Revolutionstribunal fleht die Grafentochter Maddalena mit der von Maria Callas unsterblich gemachten Arie »La mamma morta« um das Leben Chéniers und beschwört die Liebe als lebensrettende Ressource. Ihre Mühen freilich bleiben erfolglos. Erst der Tod verbindet die Liebenden in einer unsterblichen Umarmung. ||

ANDREA CHÉNIER

Nationaltheater | 12. (ausverkauft), 15., 18., 22., 30. März | 19 Uhr | 2. April | 18 Uhr
Tickets: 089 21851920 | www.staatsoper.de

Opfer und Täter

Die Freiheit scheitert leicht am bürokratischen Kleingeist. Gian Carlo Menotti machte daraus eine Oper, das Opernstudio führt sie auf.

INGRID LUGHOFFER

Der Freiheitskämpfer John Sorel flüchtet vor der Staatsgewalt, seine Frau soll die Familie ins Ausland retten. Doch sie scheitert am bürokratischen Konsulat, das die dringenden benötigten Visa nicht ausstellt. »The Consul«, das hochaktuelle Stück des italoamerikanischen Komponisten Gian Carlo Menotti, wurde 1950 uraufgeführt und spiegelt die Welt in klarem Schwarz-Weiß. Im Cuvilliéstheater gibt es nun eine moderne Version. Christiane Lutz inszeniert das Werk mit den spielfreudigen Nachwuchsstars des Opernstudios der Bayerischen Staatsoper und denkt an die heutigen komplexen globalen Zusammenhänge. »John ist ein Überzeugungstäter, fühlt sich einer Sache verpflichtet und opfert dafür sein Leben und das seiner Familie. Er ist ein liebender Vater und taucht zugleich mit Rucksack und Chemikalien auf, vielleicht als religiöser und fatalistischer Terrorist. Diese Facetten machen die Figur interessant, ihre Entscheidungen und Konflikte sind zum Teil nachvollziehbar, zum Teil unverständlich«, erläutert die Regisseurin das Spiel mit Erwartungen: »Wem die Sympathien gelten, das wechselt immer wieder.«

Im Mittelpunkt der Handlung steht Johns Frau Magda, die mit Kind und Schwiegermutter eine fast klischeehafte Familie bildet: »Aber Magda ist ein unfreiwilliges Opfer. Was weiß eine Täterfrau? Was will sie wissen? Hält sie dagegen?« Der Sohn ist der Thronfolger und eine Identifikationsfigur fürs Publikum. Dazu änderte Lutz die Rolle, hat das Baby aus Menottis selbst geschriebenem Libretto ein paar Jahre älter gemacht. Als der Junge durch einen Unfall stirbt, verdrängt Magda seinen Tod: »Sie weiß nicht, ob die Liebe ihres Mannes nun weiterbesteht und spürt die dunklen

Lügen ihres Lebens.« Wie ein roter Faden zieht sich ein französisches Chanson durch die Oper, »eine Seelenstudie, die textlich auf das Trauma einer überforderten Frau hinweist, die aus Angst vor Verlust noch mehr verliert.«

Geoffrey Paterson am Pult des Münchener Kammerorchesters dirigiert die puccinihaften Melodien und prallen Ensembles, die effektvollen Gänsehaut- und Traummomente der Oper, die »durch das szenische Konterkarieren einzelner Broadwaynummern plötzlich existenzielle Tiefe« bekommen. Natascha Maraval verantwortet die zeitgenössischen Kostüme, Christian Andre Tabakoff das Bühnenbild. Vom Konsulat sind zwei gleiche Räume aus jeweils anderen Perspektiven zu sehen. Vom verschlossenen Ort der Sehnsucht, an dem der titelgebende Beamte sein Gottkönigtum zelebriert, kann sich jeder sein eigenes Bild machen. Auch Magda dringt nie dahin vor. Der Kampf wird in den Vorzimmern geführt. »Die Fallhöhe zwischen Tragik und Komik ist groß«, sagt die Regisseurin, denn das unerträgliche und absurde Warten in der Behörde führt zu bizarr-witzigen Situationen. Dabei fokussiert sie den Inhalt nicht auf die restriktive Macht der Bürokratie, verkörpert von der Sekretärin: »Jedes System enthält viele Stellschrauben. Bewegt sich eine, hat das Konsequenzen für alle anderen. Die Gesellschaft besteht aus Einzelschicksalen, Wahrheiten sind immer subjektiv.« ||

THE CONSUL

Cuvilliéstheater | 28. (ausverkauft), 30., 31. März, 2., 7., 9. April | 19 Uhr
Tickets: 089 21851920 | www.staatsoper.de

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

URAUFFÜHRUNG

FRAU SCHINDLER

OPER VON THOMAS MORSE

REITHALLE

9. BIS 19. MÄRZ 2017

KARTEN 089 21 85 19 60
www.gaertnerplatztheater.de

Laudate, jubilate!

Auch ein Jahr nach seinem 70. Geburtstag ist der BR Chor ungemein aktiv. Im März stehen gleich mehrere Uraufführungen auf dem Programm.

RALF DOMBROWSKI

Es mochte auch praktische Gründe gehabt haben. Schließlich brachten Chorsänger ihre Instrumente gleich mit und mussten nicht darauf hoffen, in den Trümmern der Landeshauptstadt noch ein paar unbeschädigte Geigen oder unverbeulte Trompeten zu finden. Es war aber auch ein Zeichen für die Wertschätzung eines Klangkörpers, der sich seitdem über die Jahrzehnte hinweg zu einer weltweit geschätzten Institution seines Fachs entwickelte. Am 1. Mai 1946 wurde der Chor von Radio München gegründet, damals 36 Mitglieder stark. Vorangegangen war bereits ein Ensemble, das als »Chor der Deutschen Stunde in Bayern« die Anfänge der Rundfunkgeschichte in München begleitet hatte. Die künstlerische Orientierung der Nachkriegsjahre wies jedoch in die Zukunft, und so konnte der Chor sich zusammen mit dem 1949 gegründeten Bayerischen Rundfunk und dem ebenso ins Leben gerufenen Sinfonieorchester auf eine abenteuerliche Reise durch die Musikwelt begeben.

Die Steuermänner der folgenden Dekaden waren Chorleiter wie Josef Kugler, Kurt Prestel oder später Michael Gläser, in enger Kooperation mit den Dirigenten des Orchesters, die von Eugen Jochum über Rafael Kubelik, Sir Colin Davis und Lorin Maazel bis hin

zum amtierenden Maestro Mariss Jansons auch die Aktivitäten des BR Chors prägten. Es gab großartige Momente, etwa die Eröffnung des Herkulesaals 1953, auch Gäste wie Carl Orff oder Igor Stravinsky, die am Pult den Stab in die Hand nahmen. Der Chor sang Benjamin Brittens »War Requiem«, stand bei Paul Hindemiths »Mathis der Maler« auf der Bühne oder bei Arnold Schönbergs »Ein Überlebender aus Warschau«. Wolfgang Sawallisch reiste mit dem Ensemble zu Papst Paul VI. nach Rom, und als 1989 die Mauer fiel, gehörten Bayern zum Aufgebot, mit dem Leonard Bernstein Beethovens »Neunte« als Hymnus der Befreiung anstimmte.

Viel Ehr auf der einen Seite, viel Engagement auf der anderen. Denn der BR Chor versteht sich nicht nur als Interpret der großen Meister, sondern auch zu einem wesentlichen Teil als zeitgenössisch progressives Ensemble. Viele Uraufführungen gehören zu seiner Geschichte, von Pfitzner und Nono, Hamel und Penderecki, Hiller und Xenakis, Hölszky und Kantscheli. Die Liste ist lang, und im März 2017 werden noch weitere Werke hinzukommen. So singt der BR Chor beispielsweise am 11. März im Prinzregententheater gleich fünf Kompositionen, die aus diesem Anlass zum ersten Mal erklingen: Wolfgang Rihms



BR Chor | © Astrid Ackermann

»Missa Brevis«, John Cages und Robert Morans »Four2 + 1« und »Four2 + 4«, Martin Smoklas »Laudate, Angeli« und Vinko Globokars »Kolo ohne elektrifizierte Posaune«. Die Leitung übernimmt als Gastdirigent Rupert Huber, bewährt als Interpret gegenwärtiger Musik und dem Ensemble bereits in langjähriger Zusammenarbeit verbunden. Im Laufe des Monats folgen noch weitere Konzerte, Bachs »Johannes-Passion« (23. und 24. März) etwa, zusammen mit dem Sinfonieorchester des Bayerischen Rundfunks und Dirigent Herbert Blomstedt, oder auch zwei

Konzerte mit Werken und Uraufführungen von Wolfgang Rihm (30. und 31. März), ebenfalls gemeinsam mit dem Orchester und dessen Chef Mariss Jansons, jeweils im Herkulesaal der Residenz. Ein Glück für eine Stadt, wenn sie so einen Chor in ihren Reihen hat. ||

BR CHOR – RIHM-SMOLKA-GLOBOKAR-CAGE/MORAN
Prinzregententheater | 11. März | 20 Uhr
Tickets: 089 5900594 | www.br-chor.de

Das andere Indien

Der Gitarrist und Komponist Marc Sinan hat keine Scheu vor komplexen Themen. Mit der Klangperformance »I EXIST – nach Rajasthan« spürt er den Ursprüngen der Roma-Kultur nach.

MARTINA KAUSCH

Die Roma sind die größte ethnische Minderheit in Europa – und stammen aus Indien. Das hat ein internationales Forscherteam dank genetischer Analysen festgestellt. 2012 veröffentlichten die Forscher der Universität Pompeu Fabra in Barcelona diese Ergebnisse. Der Musiker und Komponist Marc Sinan hörte davon, und sein Interesse war geweckt. Vier Jahre später reiste er mit einigen Freun-

den und Kollegen in den nordindischen Wüstenstaat Rajasthan, begab sich auf die Spuren der »indischen Roma« und kehrte mit einem Musikprojekt zurück. Am 3. April wird »I EXIST – nach Rajasthan« als abendfüllendes szenisches Konzert mit Videoinstallationen, Bühnenbild und Orchester im Technikum im Münchner Werksviertel erstmals über die Bühne gehen.



Marc Sinan | © Graz Diez

Marc Sinan, der Gitarrist, Komponist und Dozent, macht sich zu den Fragen ethnischer Minderheiten immer wieder Gedanken. Er hat einen deutschen Vater und eine türkisch-armenische Mutter. Seine armenische Großmutter hat ihm vom Völkermord an den Armeniern berichtet und erzählt, wie sie dem Tod nur knapp entkam. Das in diesem Zusammenhang entstandene Projekt »Komitas« über den armenischen Priester und Musiker gleichen Namens wurde 2015 anlässlich des 100. Jahrestags des Völkermordes aufgeführt und bot Anlass für politische Debatten, nachdem die Türkei die Aufführung verhindern wollte.

Sinans viertes dokufiktionales Musiktheater widmet sich nun den Fragen nach der Herkunft der Roma. Wie die Forscher in Barcelona herausgefunden haben, stammen alle Roma von einer kleinen Bevölkerungsgruppe ab, die vor ca. 1500 Jahren im Nordosten Indiens lebte. Von dort aus wanderten die Urahnen der heutigen rund elf Millionen Roma über den Balkan nach ganz Europa aus. Für das Projekt »I EXIST« reiste Marc Sinan bis nach Dundlod, drei Autostunden nordwestlich von Jaipur. Vor Ort entwickelte er zusammen mit einigen Künstlern eine Kombination von Musik, Videos und unterschiedlichem Tonma-

terial, das er zu einem komplexen multimedialen Musiktheater kombinierte. Im Mittelpunkt steht die Auseinandersetzung mit der Ursprungskultur in der Ferne, inspiriert von den Mythen der alten Geschichten und den Erkenntnissen der aktuellen Forschung.

Und das Projekt wuchs zu beachtlicher Größe heran. »I EXIST – nach Rajasthan« ist eine Gemeinschaftsproduktion der Marc Sinan Company / YMUSIC mit den Dresdner Sinfonikern und steht unter der Schirmherrschaft der Deutschen UNESCO-Kommission e.V. Initiator der Münchner Erstaufführung ist die Whitebox im Münchner Werksviertel, mit dabei sind neben Sinan und den Dresdner Kollegen auch die Sängerin Iva Bittová und für das Bühnenbild das Künstlerehepaar Damian und Delaine Le Das. Neben dem eigentlichen Konzert ist Sinans Klangkulturperformance außerdem Teil eines umfassenden Künstleraustausches, der mit dem Schwerpunkt Indien auch bildende Künstler in die Ateliers des Werksviertels holt. ||

I EXIST – NACH RAJASTHAN
Technikum | Grafinger Str. 6 | 3. April | 20 Uhr
Tickets: 089 215446220 | www.whitebox-muenchen.de

Anzeige

Sonderausstellung
08|03–05|06|17

Angezettelt
Antisemitische und rassistische Aufkleber von 1880 bis heute

Di – So 10 – 19 Uhr
Briener Straße 34
80333 München
www.ns-dokuzentrum-muenchen.de

NS-Dokumentationszentrum München
Lern- und Erinnerungsort zur Geschichte des Nationalsozialismus

Die Welt zu Gast

Große Namen wie Joss Stone oder China Moses gehören dazu. Aber mit der Monika Roscher Bigband kommt auch ein Münchner Orchester zur Jazzwoche Burghausen.



China Moses
© Ralf Dombrowski

CHRISTINA BAUER

Die 48. Internationale Jazzwoche lockt Musikfans erneut ins oberbayerische Burghausen. In den sechs Tagen Ende März steht die gesamte Stadt im Zeichen des Jazz. Neben Wackerhalle, Stadthalle und Jazzkeller werden eine ganze Reihe von Cafés und Lokalen bespielt. Den Auftakt macht der Burghausener Nachwuchsjazzpreis, der dieses Jahr zum neunten Mal stattfindet. Fünf der 74 Bewerber wählte die Jury aus, um am ersten Festivaltag um den ersten Platz zu spielen. Mit »Fazer« um Trompeter Matthias Lindermayr ist auch

eine Münchner Formation dabei. Die Gewinnerband steht tags darauf gleich noch mal auf der Bühne, als Opener für Joss Stone. Die junge Soulstimme Großbritanniens hat sich von New York aus längst zu einer der weltweit renommiertesten Protagonistinnen des modernen Soul entwickelt. Der zweite Konzerttag steht ebenfalls im Zeichen starker Stimmen. Dabei wird es mit China Moses aus Los Angeles noch mal um einen ordentlichen Grad jazziger. Dee Dee Bridgewaters Tochter muss sich jedenfalls wegen ihrer familiär-

musikalischen »Vorbelastung« keinerlei Sorgen machen, wenn sie mit ihrer Band und dem aktuellen Repertoire »Nightintales« auf die Bühne geht.

Die vielfach lateinamerikanisch durchwirkten Stücke von Schlagzeuger Antonio Sanchez und Pianist Roberto Fonseca mit ihren Ensembles sind per se hochkarätig. Einen schönen Rahmen bilden deren Konzerte außerdem für den dazwischen angesiedelten Auftritt von Lakecia Benjamin. Die junge US-Saxophonistin und ihre Combo Soulsquad sind nie um eine energiegeladene Performance verlegen. In den letzten Jahren erspielten sie sich in der Soul-, Funk- und Fusionwelt schon einiges an positiver Aufmerksamkeit. Ebenfalls in der Künstlerriege mit von der Partie: Deutschlands wohl bekanntester Jazzler Till Brönner. Für ihn ist es bereits der dritte Auftritt bei der Burghausener Jazzwoche. Gleich im Anschluss stellt sich eine zehnköpfige Band die einigermaßen gewagte Aufgabe, ein ganzes Jahrhundert Jazzgeschichte in einem aussagekräftigen Liveset zu komprimieren. Klar, dass das im Grunde nur eine US-Combo sein kann. Die gruppiert sich in diesem Fall um Saxophonist Vincent Herring.

Man muss es fast bedauerliches Timing nennen, jedenfalls dürfte es manchen Jazz-

fan vor eine schwierige Entscheidung stellen: Im Parallelkonzert spielt die Monika Roscher Bigband. Somit ist nochmals junger Jazz aus München zu hören. Sängerin und Gitarristin Monika Roscher hat sich mit ihrer Combo innerhalb weniger Jahre einiges an internationalem Renommee erspielt. Die einfallsreichen Independent-Fusion-Rock-Modern-Jazz-Kreationen, alle aus ihrer Feder, fanden Resonanz bis hin zu »der« US-Jazzzeitschrift Downbeat. Inzwischen inspirierten nicht zuletzt Roschers Impulse die Entstehung mehrerer weiterer, innovativer Jazz-Bigbands in München. Das vergangene Jahr war für die Combo wohl ungewöhnlicher als sonst. Im Juli entfiel ein Auftritt in Istanbul wegen des Putschversuchs. Kurz darauf einer in München wegen des Amoklaufs. In Burghausen jedenfalls dürfte die Musik an sich aber das Ungewöhnlichste sein. Sie steht dieses Mal unter dem Titel: »Of Monsters and Birds«. ||

48. INTERNATIONALE JAZZWOCH BURGHAUSEN

Burghausen | 21. bis 26. März
Tickets: 08677 91646333 | Programm-
informationen: www.b-jazz.com

Besser vorgrämen

Kann man zu viel Glück haben?
Die Sängerin Judith Holofernes traut dem Frieden nicht.

Du bezeichnest dich ausdrücklich als Optimistin, bist nach den Jahren mit »Wir sind Helden« auch solo erfolgreich. Andererseits geht es in den Lyrics deiner neuen CD »Ich bin das Chaos« um ein ganz großes Misstrauen gegenüber dem Glück. Das »kommt und entzückt dich, dann geht es und knickt dich.«

Mir ist aufgefallen, dass ich in ständiger Erwartung von Monty Pythons 16-Tonnen-Gewicht lebe. Berufsbegleitend schau ich mir das näher an und denk mir: Huch, was ist denn da los? Ich bin nicht mit dem Bild eines strafenden Gottes aufgewachsen. Und ich hab in meinem Leben zwar auch viel Schwieriges erfahren, aber vor allem sehr viel Glück. Warum also denke ich immer, ich müsste im Sinne einer »ausgleichenden Ungerechtigkeit« quasi auf meinen Platz im Leben zurückverwiesen werden, damit die Bilanz irgendwie stimmt? Ich weiß nicht, ob das nun so eine Art »First World Malaise« ist oder eine preußische Prägung.

Wer so klar erwartet, dass ihm früher oder später eine Art Strafe des Schicksals blüht, und sich fragt, ob man sich nicht besser »vorgrämen« sollte, ist der nicht vor allem Pessimist?

Ich habe definitiv zwei Seiten in mir. Gott sei Dank kann ich mich in meinen Songs über beide lustig machen. Wenn es bei »Unverschämtes Glück« heißt, »Haste schon mal vorgeleidet, biste besser vorbereitet«, dann nehme ich das soo ernst nun auch wieder nicht. Der Chor kommentiert das ja mit »Ich muss doch bitten: vorgelitten«.

Du reimst gerne, nicht nur in deiner Tiergedichtsammlung »Du bellst vor dem falschen Baum« von 2015. Würdest du für einen guten Reim jede ursprüngliche Songidee über den Haufen werfen?

Reime oder Gags ziehen mich häufig in eine Richtung, die ich so nicht geplant hatte. Und ich habe das Gefühl, dass mich das näher in Richtung irgendeiner Wahrheit führt, als wenn ich alles bewusst gesteuert hätte. Aber meine Großmutter dafür verkaufen, so was kam höchstens vor, als ich Anfang 20 war.

Deine Stimme klingt auch Ende 30 noch erstaunlich mädchenhaft.

Ja, ich kann irgendwie nicht anders. Bei »Ich bin das Chaos« hatte ich schon den Wunsch, mich stimmlich weiterzuentwickeln. Bei einigen Songs hat das ganz gut geklappt, aber es gibt auch Momente, in denen es mich frustriert, dass ich so unschuldig klinge. Wenn ich zum Beispiel beim Schreiben denke: »Bei diesem Song bin ich ein wilder Rocker mit Reibeisenstimme.« Und dann hör ich mir die Aufnahme an und finde: Das bin doch wieder nur ich.

Aber sonst musikalisch zufrieden?

Ich bin zwar inzwischen auch Musikerin, aber eigentlich doch immer mehr Fan gewesen.

Wie darf man das verstehen?

Ich bin sehr eklektisch, getrieben von Sachen, die ich toll finde und dann auch selber machen will: Eigenes mit vielen Anleihen, das kann Groovepunk sein oder auch 60er-Jahre-Soulschemata.

Punk? Über die Arbeit im Studio hast du gesagt: »Wir haben an subtilen Sachen gearbeitet, die eigentlich kein Mensch hört.«

Stimmt. Und wir werden zu sechst unterwegs sein, mit mehreren Multiinstrumentalisten. Orchester haben wir zwangsläufig keines dabei, aber schon im Studio sollten sich die Streicher und Bläser etwas nach Schlagseite anhören. Live dürfte das auf der noch etwas schrägeren Seite landen. Was mich sehr freut, ist, dass wir für die Backing-Vocals, die mir



Judith Holofernes
© Veranstalter

sehr wichtig sind, diesmal zwei Frauen mit Engelsstimmen dabeihaben werden.

Wenn ihr auf Tour geht, ist das Album gerade erst erschienen. Deine Fans singen gerne mit. Das könnte Probleme geben, weil viele die Songs noch gar nicht kennen.

Ja, die Tour kommt total früh. Ich habe schon überlegt, ob ich Textblätter austeilen muss. Wenn ich es schaffe, will ich im Internet noch Filme posten, in denen ich mit den Leuten Refrains übe.

Wird es auch Helden-Songs zu hören geben?

Bestimmt, aber nicht viele und vor allem keine Singles. Die sind mir zu stark Heldenbesetzt. Das wäre so, als ginge man mit dem neuen Freund auf die alte Bank zum Händchenhalten. ||

INTERVIEW: KLAUS VON SECKENDORFF

JUDITH HOLOFERNES

Muffathalle | 18. März | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Jenseits im Blick

Feine Musik mit famoser Band: Der Sänger Theo Bleckmann präsentiert sich mit neuem Programm in der Unterfahrt.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Obertonklänge sind ihm ebenso geläufig wie Beatbox-Einlagen, Popsongs genauso wie elektronische Loops. Wenn der 1966 in Dortmund geborene Jazzsänger und Komponist Theo Bleckmann vors Mikrofon tritt, darf man sich auf Experimente im Grenzbereich zwischen Jazz, elektronischer Musik und Performancekunst gefasst machen. Da schaltet er, während er singt, präzise an seinen Loopgeräten, erzeugt Halleffekte, Verdopplungen und Mehrstimmigkeit. Und Bleckmann reizt die Dynamik seines Gesangs, seiner Vokale, gekonnt aus, indem er immer wieder den Abstand des Mikrofons variiert. Da verschwimmen Klänge, verflüchtigen sich, kommen näher oder zurück. Ein sphärischer Sound, der ungemeine Tiefe bekommt, weil man nie das Gefühl hat, es seien dabei billige Effekte im Spiel. Bleckmann, der in Selm-Bork bei Unna aufwuchs, begann dort seine musikalische Karriere als Gesangssolist im Kinderchor. Er war der erste Sänger im renommierten Bundesjugendjazzorchester, bevor er mit 21 Jahren nach New York ging und die amerikanische Metropole zu seiner Wahlheimat machte. Seitdem arbeitet der 50-Jährige mit Musi-

kern der Downtown-Szene zusammen, etwa mit dem Komponisten und Saxofonisten John Zorn oder der Sängerin, Tänzerin und Filmproduzentin Meredith Monk, zu deren Ensemble er zählt. Vergangenen Januar feierte Theo Bleckmann sein Debüt beim renommierten Label ECM-Records. Das Album mit dem Titel »Elegy«, das Bleckmann am 21. März im Jazzclub Unterfahrt vorstellt, präsentiert ebenso den Komponisten wie den Sänger. Begleitet wird er von Seelenverwandten, »Raum«-Künstlern, wie Bleckmann sie nennt. Zu seinem Quartett zählen der Gitarrist Ben Monder, der Pianist Shai Maestro und die Percussionisten Chris Tordini und John Hollenbeck. Es geht um Stücke, die sich mit dem Tod auseinandersetzen bzw. mit »existenzieller Transzendenz«. Nicht das Melancholische, Morbide fasziniert ihn bei diesem Thema, vielmehr der freudvolle Umgang mit dem Jenseits, durch den seine Musik Leichtigkeit und Helligkeit gewinnt. ||

THEO BLECKMANN

Unterfahrt | 21. März | 21 Uhr
 Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de



Theo Bleckmann
 © Lynne Harty / ECM Records

Anzeige

Meisterklasse

An gleich zwei Tagen in Folge hält der große Jazz Einzug im Prinzregententheater. Denn Till Brönner gibt Branford Marsalis die Klinke in die Hand.

KLAUS VON SECKENDORFF

An zwei aufeinanderfolgenden Tagen ins Prinzregententheater, das gibt es nicht zu Eintrittspreisen wie im Jazzclub. Wer Ende des Monats sowohl bei dem deutschen Starttrompeter Till Brönner als auch bei dem amerikanischen Meistersaxofonisten Branford Marsalis auf einen der besseren von rund 1000 Plätzen im Großen Saal aus ist, der sollte doch mit einem grünen Schein rechnen, handelt sich dafür aber auch gute Akustik in einem Konzertsaal mit Tradition und Atmosphäre ein. Jazz ist sonst im »Prinze« eher die Ausnahme, aber nach Michael Wolny Ende Januar will es der tourplanbedingte Zufall, dass der März ebenfalls hochkarätig endet.

Till Brönner wird als Deutschlands erfolgreichster Jazzmusiker den Saal ausverkaufen, wenn er seine 2016 erschienene CD »The Good Life« vorstellt. Überwiegend ruhige Jazzstandards hat er an seinem Zweitwohnsitz Los Angeles eingespielt, mit US-Prominenz von Larry Goldings bis John Clayton, die so schnell niemand für eine Tournee zusammenschicken kann. In Deutschland wird er auf bewährte Wegbegleiter wie Christian von Kaphengst und David Haynes setzen. Gesungen hat der Trompeter im Studio wie gewohnt selbst, da braucht's keinen Gast für die Vocals, auch wenn manche Kritiker meinen, bei seinem mal an Chet Baker, mal an Michael Franks erinnernden Gesang gäbe es reichlich Luft nach oben.

Obwohl der amerikanische Saxofonist Branford Marsalis seit über 30 Jahren immer wieder mit Sängern von Sting bis James Taylor gearbeitet hat, bat er mit seinem eigenen Quartett für die aktuelle CD »Upward« nun



Branford Marsalis | © Palma Kolansky

erstmalig einen Vokalistens ins Studio und auf Tour. Da war eine starke Persönlichkeit gefragt und mit Kurt Elling, 14 Jahre lang in Folge vom Magazin Downbeat zum besten Jazzsänger gekürt, die ideale Besetzung gefunden. Auch hier werden vor allem Songs aus dem Great American Songbook interpretiert. Aber wo es bei Till Brönner betont gediegen zugeht, ist Abenteuer angesagt, wenn der Saxofonist aus dem Marsalis-Clan mit Pianist Joey Calderazzo, Bassist Eric Reeves und Schlagzeuger Justin Faulkner auf den nicht mehr ganz jungen Wilden aus Chicago trifft. ||

TILL BRÖNNER //
BRANFORD MARSALIS QUARTET
Prinzregententheater | 29./30. März
 20 Uhr | Tickets: 089 21851970
www.muenchenticket.de

Ein feste Burg

Das Luther-Jahr nimmt Fahrt auf. Mit viel Pomp und Pathos macht der Reformator nun als Hauptperson eines Oratoriums in München Station.

RALF DOMBROWSKI

Jetzt ist es amtlich: Martin Luther ist ein Popstar. Und das sogar mit dem Segen der Evangelischen Kirche in Deutschland. Denn er tourt mit einem eigenen Oratorium durch die großen Hallen, erstaunlich sinnensfreudig und direkt für einen Reformator, dem doch die Feierlust und Bigotterie der Kirche seiner Zeit so abgrundtief zuwider war. Aber darum geht es nicht. Auf der Bühne werden Ereignisse unter anderem aus dem Jahr 1521 in Erinnerung gerufen, als der freche Mönch beim Reichstag zu Worms aufgefordert wurde, seine kirchenkritischen Thesen zu widerrufen. Das Personal taugt für reichlich Dramatik im Geschehen, neben Luther (Frank Winkels) selbst sorgen unter anderem Kaiser Karl (Paul Falk), ein Ablassprediger (Stefan Poslovski), die schöne Lara (Sophie Berner), Faber (Andreas Wolfram), Froben (Leon von Leeuwenberg) und Melancthon

(Stefan Stara) dafür, dass der Rebell kaum eine ruhige Minute hat.

Uraufgeführt wurde das Oratorium von Michael Kunze und Dieter Falk am Reformationstag 2015. Seitdem wird fleißig vorbereitet für die Deutschlandtournee im Luther-Jahr. Da das Stück mit reichlich Chor agiert, werden vor Ort schon Monate im Voraus deutschlandweit 20 000 Sänger aus zahlreichen Laienensembles angeleitet, die dann mit bis zu zweieinhalbtausend Stimmen pro Konzert zusammen mit dem eigentlichen Team auf der Bühne stehen. Das Junge Orchester NRW geht außerdem mit den Hauptdarstellern zusammen auf Tournee, eine Rockband steht auch noch auf der Bühne. So ist klar, dass das Pop-Oratorium »Luther« nur auf einem wirklich großen Podium wie der Olympiahalle Platz hat. Am 18. März ist es dann so weit: Ein Hauch von Kirchentag, reichlich gecoachter



Frank Winkels (Luther)
© Luther - Das Oratorium

Laiengesang, ein eventerprobtes Profiteam umkränzen wohlgenut den Reformator, Querdenker und Popstar aus Eisleben. Im Laufe des Jahres folgen noch Gastspiele in ganz Deutschland, in Wittenberg natürlich und als Finale in Berlin. Auch eine Art, ein Jubiläum zu begehen. ||

LUTHER – DAS POP-ORATORIUM
Olympiahalle | 18. März | 19 Uhr | Tickets:
089 54818181 | www.luther-oratorium.de

Flower, Power und Trompeten

Neues Album, neuer Spaß. Die Münchner Express Brass Band präsentiert »Pluto Kein Planet« im Ampere.

DIRK WAGNER

26 Bandmitglieder benennt das neue Album der 1999 in München gegründeten Express Brass Band. Trotz solcher Größe wird die auch musikalisch expandierende Formation auf »Pluto Kein Planet« (Trikont) noch zusätzlich von Gastmusikern unterstützt. Darunter ist auch der Gründer der Weltmusik-Legende Embryo, Christian Burchard, dessen »Straße nach Asien« aus der 1979er Doppel-LP »Embryo's Reise« auf dem dritten bei Trikont erscheinenden Express-Brass-Band-Album neu belebt wird. Inspiriert von der Musik des bis heute schrill avantgardistischen Sun Ra Arkestra führt deren Straße nach Asien nun

auch direkt zu den Sternen, Planeten und Plutoiden. Und vor allem ihre Eigenkompositionen präsentieren den musikalischen Kosmos der Express Brass Band so schillernd wie eine bunte Blumenwiese.

Solche Vielfalt ist zum einen der demokratischen Gleichberechtigung aller Beteiligten geschuldet, auf deren individuelle Betonungen unterschiedlicher Facetten der Musik sich auch die anderen Musiker neugierig einlassen. Zum anderen ermöglicht das eine Instrumentierung, die weit über eine übliche Brass Band hinausgeht, ohne deren Prinzip selbst in Frage zu stellen. Tief verwurzelt im Jazz, Soul und Afrobeat zeigt sich die Münchner Musiker-Vereinigung in ihrer musikalisch florierenden Blumenwiese darum auch beeinflusst von einer orientalischen Musik vom Maghreb bis Afghanistan. Am Ende erdet das Münchner Ensemble seinen Sound schließlich mit der wohl ergreifendsten Version des andalusisch-arabischen Liebesliedes »Lamma Bada Yatathamma«. Dem luftig-melancholischen, bauchtanzprobten Klassiker gewinnen die



Express Brass Band | © Veranstalter

Münchner in ihrer Bearbeitung eine profunde Schwere ab, als handele sich um den Trauermarsch einer serbischen Blaskapelle. Entsprechend weinen, schluchzen und schreien die Bläser hier geradezu. In ihrer nunmehr assoziierten Vergänglichkeit wirkt die besungene Schönheit jedenfalls gleich noch viel schöner.

Allein, man kann sie nicht fassen, nicht festhalten. Vielleicht live, das wird sich zeigen. ||

EXPRESS BRASS BAND
Ampere | 24. März | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Orient daheim

Di Farykte Kapelle mischt Orient und Okzident, Klezmer, Gypsy und Balkankultur. Der Frühling bietet mehrere Gelegenheiten, die verrückten Münchner zu erleben.

Lange vor dem Internet, als Neugier noch nicht mit wenigen Mausclicks befriedigt werden konnte, suchte Freddy Engel nach einem sonderbaren Instrument, dessen Klang ihn auf einem Konzert in Köln fasziniert hatte. Seit den 1980ern nämlich, also weit vor dem Balkan-Hype, begeisterte sich der gebürtige Badener schon für die südosteuropäische Musik, die ihm nun in Köln die sogenannte

Ney offenbarte, eine Flöte der Sufi. In einem Hamburger Orientladen fand er dann endlich sein erstes eigenes Exemplar, wenngleich nur als »Touristeninstrument«, wie er es nennt. Doch dieses Touristeninstrument diente ihm als Vorlage, als er sodann aus Schilfrohr eigene Neys baute und darauf zu spielen lernte. Seine Suche nach dem perfekten Klang forderte in ihm also nicht nur den Musiker,

sondern auch den Instrumentenbauer, der später einige Hörner nach dem Vorbild eines Saxofons baute.

Solche Vorbereitung aufs Musizieren verweist bereits auf die außergewöhnliche Hingabe, die Engels Konzerte prägen. Sei es als Sideman des Münchner Musikers Antun Opic, den er als Saxofonist und Klarinettenist auf dessen Italientournee begleitet hatte. Oder sei es als Frontmann der übrigens auch von Opic produzierten Di Farykte Kapelle. Diese gründete Engel mit seiner Frau, der Akkordeonspielerin Christl Wein-Engel, nachdem beide aufs Land gezogen waren. »Hier stört es niemanden, wenn du in deinem Haus nach Mitternacht musizierst«, erklärt Wein-Engel die Entwicklung ihrer Band aus einem anfänglichen Hausmusizieren. Mittlerweile ist Di Farykte Kapelle zu einem Quintett angewachsen, das sich der markanten Gratwanderung der südosteuropäischen Musik zwischen tie-

fer Traurigkeit und ausgelassener Fröhlichkeit verschrieben hat.

Ihr Frontmann und Sänger Engel personifiziert dabei jenes musikalische Gemisch aus Gypsy Swing, jiddischem Klezmer und Balkanmusik so mitreißend, dass seine Frau anfangs, an Reinkarnationen zu glauben. »Dass mein Mann gebürtiger Deutscher ist, glaubt ihm dann ja nicht mal die eigene Familie«, schwärmt Wein-Engel von der Bühnenerscheinung ihres Sängers, Klarinettenisten und Saxofonisten. Am 23. März spielt Di Farykte Kapelle im Ars Musica auf dem Stemmerhof, am 6. April auf den Balkantagen im Einstein und am 7. April mit Massel-Tov im Lindenkeller Freising. || **dw**

DI FARYKTE KAPELLE
Stemmerhof | Plinganserstr. 6 | 23. März
20 Uhr | Tickets: 089 66698596
www.ars-musica-muenchen.de



Proletarische Weltrevolution: von Paris und London bis nach Asien und Ägypten – Sowjetisches Plakat anlässlich des IV. Weltkongresses der Komintern und des 5. Jahrestages der Oktoberrevolution im Jahre 1922

Was Herr Meyer dachte und was daraus wurde



An der Beisetzung des ermordeten Revolutionärs und Ministerpräsidenten Kurt Eisner am 26. 2. 1919 nahmen 100 000 Menschen teil, darunter auch russische Kriegsgefangene – Trauerzug durch die Münchner Innenstadt | Fotoarchiv Hoffmann, © Bayerische Staatsbibliothek/Bildarchiv (2)

FRANZ ADAM

Lenin schätzte das Hofbräuhaus. Nicht nur weil das Bier dort »alle Klassengegensätze auslöscht«, wie seine Frau Nadeschda Krupskaja im Tagebuch festhielt, sondern auch weil die berühmten Initialen »HB« den kyrillischen Buchstaben »NW« entsprechen: der Abkürzung für »Narodnaja Wolja« (Wille des Volks), jene frühe russische Untergrundorganisation, durch die Zar Alexander II. den Tod gefunden und für die Lenins Bruder Alexander Uljanow sein Leben gelassen hatte. Diese und ähnliche Anekdoten (nachzulesen im materialreichen Band »Das russische München«, den das als Kooperationspartner beteiligte russische Kulturzentrum MIR 2010 veröffentlicht hat) ließ sich Altoberbürgermeister Christian Ude in seiner launigen Eröffnungsrede zu zwei Plakatausstellungen in der Seidlvilla natürlich nicht entgehen. An den bevorstehenden 100. Jahrestag der Oktoberrevolution und deren Folgen erinnert dort bis zum 23. April eine Doppelpräsentation.

Die größere, globale, »Der Kommunismus in seinem Zeitalter«, resümiert auf 24 Tafeln die »größte und tiefgreifendste Massenbewegung des 20. Jahrhunderts«; sie wurde von dem Publizisten und Kenner der deutsch-russischen Beziehungen Gerd Koenen im Auftrag der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und des Deutschen Historischen Museums zusammengestellt. Die kleinere, lokale, im ersten Stock, über München und die Russische Revolution, ist das beachtliche Ergebnis eines Projekts von Studierenden des Münchner und Regensburger Elitestudiengangs Osteuropastudien. Schade nur, dass sich diese lokalhistorische Schau auf fünf – notgedrungen etwas überladene – Tafeln beschränkt, denn das

Thema hätte durchaus mehr Raum verdient. Von der konzentrierten Stoffmenge sollte man sich aber auch hier oben nicht abschrecken lassen (ebenso wenig vom geschäftig kreuzenden Hauspublikum), denn die Texte lohnen eine gründliche Lektüre und bieten solide Basisinformationen zu einem bis heute oft ideologisch verzerrten Kapitel der Stadtgeschichte.

Unter dem Titel »Wir Bayern sind keine Russen«, einem Ernst-Toller-Zitat, und dem Bild der plakativ roten Bavaria spannt sich der Bogen von Lenins Münchner Geheimexil (1900–1902) über die Räterepublik 1919 bis zum frühen Nationalsozialismus und seinen Münchner Aktivitäten in den Zwanzigerjahren. Lenin wohnte unter dem Pseudonym »Meyer« in der Kaiserstraße 53 (heute 46; 1970 wurde die von der Botschaft der UdSSR drei Jahre zuvor angebrachte Gedenktafel von Unbekannten gesprengt). Dort gab er die Revolutionszeitschrift »Iskra« (Funke) heraus, die auf abenteuerlichen Pfaden den Weg zurück nach Russland fand, und in der Siegfriedstraße 14 entstand seine revolutionäre Grundschrift »Was tun?«.

Russische Revolutionäre waren nach der Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner an der Münchner Räterepublik beteiligt. Der knappe Monat von ihrer Ausrufung Anfang April bis zur Niederschlagung durch Regierungstruppen und Freikorps am 2. Mai 1919 wird als nüchterne Chronik einer Eskalation nachvollziehbar. Und was Kurt Eisner betrifft, hatte bereits Eröffnungsdredner Ude zu Recht gemahnt, dass die Exzesse der Münchner Revolutionsereignisse mit ihm schlechterdings nicht in Verbindung zu bringen seien. Die große Eisner-Ausstellung im Stadtmuseum (ab 12. Mai) wird

da hoffentlich zur allgemeinen Aufklärung beitragen. In der aktuellen Schau sorgt eine Hörstation mit dem BR-Essay »Die Münchner Räterepublik – als Bayern sozialistisch wurde« von Yvonne Maier für Vertiefung. Der »rote« Sozialismus war hier im Nachhinein freilich nur eine Episode: Mit den Balten Alfred Rosenberg und Max Erwin von Scheubner-Richter betreten zwei nationalsozialistische Protagonisten der ersten Stunde mitsamt ihrem Kampfblatt »Aufbau« die Szene, im Zeichen einer sich zunehmend braun verfärbenden Bavaria. Die letzten beiden Tafeln bieten nützliche Übersichten über Chronologie und Topographie der Münchner Ereignisse und Akteure.

Wieder im Erdgeschoss angekommen, beim großen, globalen Panorama des Kommunismus, prägen sich dem Besucher, weit jenseits aller Ude-Anekdoten, unweigerlich zwei Zahlen ins Gedächtnis, mit denen er nachdenklich das Haus verlässt: die mehr als 700 000 Ermordeten des »Großen Terrors« in der Sowjetunion von 1936 bis 1938 und die geschätzten »bis zu 100 Millionen Toten des Kommunismus« insgesamt. ||

DER KOMMUNISMUS IN SEINEM ZEITALTER »WIR BAYERN SIND KEINE RUSSEN!« – MÜNCHEN UND DIE RUSSISCHE REVOLUTION

Seidlvilla | Nikolaiplatz 1b | bis 23. April | täglich 12–19 Uhr (außer 25./26. 3. und 14.–17. 4.) | Eintritt frei | Buchpräsentation: 28. März, 19 Uhr | Lesungen 31. März u. 23. April | Führung »Lenin in Schwabing«, 11. März / 1. April, 11 Uhr www.seidlvilla.de

Anzeige

40

walter storms galerie
1977 – 2017

jeden dienstag bis 21 uhr
aktuelle informationen unter
www.storms-galerie.de

walter storms galerie
schellingstraße 48 münchen



Naherholung im Museum

Die Städtische Galerie im Lenbachhaus präsentiert ihre Sammlung zum 19. Jahrhundert neu. Eine aussichtsreiche und eindrucksvolle Tour in die Kunst der Münchner Umgebung.



Das »schönste Erdlebenbild« – Ludwig Löfftz:
»Waldinneres« | o. D.

Bayerische Melancholie vom Meisterzeichner
des »Simplicissimus« – Thomas Theodor Heine:
»Wirtsgarten in Dachau« | 1890

Picknick im Gras und Brotzeit am Biertisch –
Fritz Schider: »Chinesischer Turm« | 1877
© Städtische Galerie im Lenbachhaus, München (3)

rierte Wochenschrift (1896) zierte ein Teufel, mit dessen Schweif eine jugendfrische Malerei-Frau den Werbeschriftzug pinselt.

Die Neupräsentation aus dem Sammlungsbestand zeichnet also nicht die kunsthistorischen Entwicklungslinien nach, sondern inszeniert Malerei als Medien- und Kulturgeschichte. Die zu verschiedenen Themen gruppierten, auch mal dicht gehängten Gemälde werden von einer Kommentarleiste mit Texten, Bildern, Film- und Hörstücken begleitet. Neben zeitgenössischen Dokumenten finden sich da Ganghofer-Verfilmungen, Komödiensattel, Alexandras Song »Mein Freund der

Baum« und ein Comic zum Baum-Hugging. Denn ein viel-schichtiger Erzählstrang widmet sich der Kontinuität und wechselvollen Geschichte der Baum-, Wald- und Landschaftswärmerei. Was wiederum mit Landleben, Sommerfrische, Naherholung, Tourismus und Pleinairmalerei zu tun hat. Und dass das bildermächtige, durch grafische Reproduktion und Fotografie massenmediale 19. Jahrhundert noch lange nicht vorbei ist, zeigt sich speziell am Wahrnehmungs- und Medienformat der Landschaftsfotografie und Ansichtspostkarte.

Ein atmosphärisch reizvolles Waldstück – mit spiegelnder Pfütze, Verschattung dichten Laubes, zarten Zweigen – von Ludwig Löfftz ist eine der vielen Entdeckungen, die man jetzt im Lenbachhaus machen kann. Im 19. Jahrhundert nobilitierte sich die Landschaftsmalerei vom niederen Genre zur gleichsam wissenschaftlichen Naturgeschichte wie spirituellen Lebens-Ästhetik und wurde zum experimentierfreudigen sowie populären, einträglichen Arbeitsfeld. »Der stillste Waldwinkel mit seiner mannichfach treibenden Vegetation (...) wird das schönste Erdlebenbild gewähren können«, formulierte Carl Gustav Carus (1822/31), »wenn nur mit Seele erfaßt«. Über Löfftz, den Maler solch intimer Landschaftseindrücke, und seine typische Karriere erfährt man hier nichts (dafür wird die evt. problematische Provenienz des Bildes angesprochen). Und man muss genau hinschauen, ob die Dame mit Sonnenschirm eine lesende Spaziergängerin oder ein »Malweib« auf Kunstpirsch ist.

Beim Spaziergang durch die Ausstellung wiederum erlebt man viel an schönen Überraschungen und frohem Wiedersehen, etwa mit Johann Sperls »Wiese vor Leibls Atelier in Aibling« oder Emilie von Hallavanyas großartigem, vor der Wiedereröffnung 2013 aus dem Depot gezauberten »Selbstbildnis im Atelier«. Und »Simpl«-Zeichner Heine erweist sich als großartiger Maler von raschfließendem Wasser (»Der Angler«) und stiller Wirtsgarten-Melancholie. Das Mädchen im Dachauer Alte-Schießstätte-Garten starrt allerdings nicht heutig aufs Handy, sondern fristet die freie Zeit mit Strickarbeit. ||

BILDSCHÖN – ANSICHTEN DES 19. JAHRHUNDERTS

Lenbachhaus | Luisenstr. 33 | Di 10–20 Uhr, Mi–So 10–18 Uhr
Kuratorenführung: **28. März**, 18 Uhr (Mathias Mühling); **7. April**, 16 Uhr, **16. Mai**, 18 Uhr (Susanne Bölling), **27. Juni**, 18 Uhr (Karin Althaus) || Führungen: 21. 3., 18. 4., 18 Uhr; 19./16.3., 2./23./30.4., 14 Uhr | Vortrag: Kirsten Claudia Voigt zum »Leitfaden des Leibes« bei Beuys und Nietzsche, **14. März**, 19 Uhr

THOMAS BETZ

Am Entrée ins 19. Jahrhundert steht ein Engel. Und ein Teufel treibt Schabernack mit Donald Duck. Chronologisch gesehen ist das ein Hintereingang in die Epoche, denn der Engel wurde 1910 gemalt. Es ist Fritz von Uhdes letztes Gemälde. Seit 1884 hatte Uhde als Naturalist Furore gemacht – mit ungeschönt in der Gegenwart angesiedelten religiösen Motiven – und war 1892 (wie Lovis Corinth, Franz von Stuck und andere) Mitbegründer der Münchener Sezession, die sich gegen die veraltete Ästhetik und Ausstellungspolitik der vom übermächtigen Künstlerfürsten Franz von Lenbach regierten Münchener Künstlergenossenschaft zur Wehr setzte. Keine ätherische Gestalt, recht profan steht der »Engel im Atelier« vor den Licht spendenden Fenstern, mit Bluse, blauem Tuch als Rock und umgeschnallten Flügeln – die Tochter stand Modell. Das Spiel mit Genre, Rolle und Modell, das Offenlegen der Requisiten und malerischen Mittel bei diesem Bildnis ist ein treffendes Beispiel für das Interesse der Kuratorin Susanne Böller, die künstlerische Reflexion des Machens und des Gemachten in der Schau mit aufscheinen zu lassen.

Und Donald? Ist ein Exempel für die Strategie des Hauses, Museumsgegenstände nicht nur als Glanzstücke zu präsentieren, sondern sie in Kontexten zu verorten, auch ihre Nachwirkung, ihren Gebrauch in Verbindung mit unserer Gegenwart zu bringen. Deshalb quakt am Eingang der Kurzfilm »Donald's Better Self« (1938), war doch Walt Disney mit seinem Studio in Sachen Komik, Gemüt und Fantasy ein begeisterter Verwerter romantischer und symbolistischer Kunst. Eines von Donalds Alter Egos im Film ist ein Mephisto-Teufel. Ein weiterer Gehörnter – gegenüber Uhdes Engel – paradiert als Bronzeskulptur. Der wenig furchteinflößende, plumpe »Teufel« (um 1904) von Thomas Theodor Heine, dem Meisterzeichner des »Simplicissimus«, verkörpert in einem geistreichen Dreh die Vitalität der Satire. Schon Heines erstes Plakat für die illust-

artoxin zeigt
ENTROPIC EMPIRE
Rob Voerman
01.04. - 27.05.17

Galerie
Kirchenstr. 23
81675 München
www.artoxin.de

Anzeigen

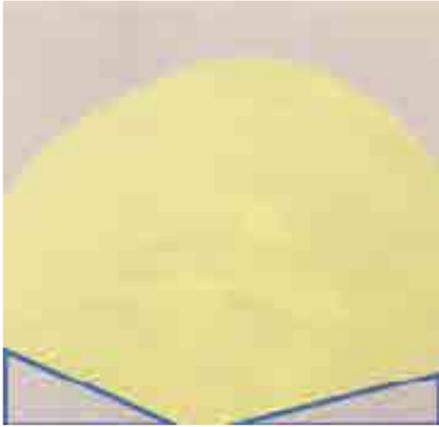
ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillant

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.



Isabelle Tondre: Ohne Titel | 2016 | Öl auf Holz, 100 x 101 cm | © Isabelle Tondre

ISABELLE TONDRE

Ajar

Galerie Jo Van de Loo | Theresienstr. 48 | bis 25. März | Di bis Fr 12–18 Uhr, Sa 12–15 Uhr

Wenn eine Debütantin frisch von der Akademie von einer namhaften Galerie zu einer Einzelausstellung eingeladen wird, ist das zwar heutzutage nicht ungewöhnlich, weckt aber trotzdem die Aufmerksamkeit. Was ist das besondere Potenzial, das diese künstlerische Position aus der Menge der Absolventen heraushebt? Im Fall der französischen Künstlerin Isabelle Tondre (*1991, lebt in Frankfurt/Main) ist es der spezifische malerische Ansatz, der in seiner Art der Abstraktion, Formauffassung und Farbzusammenstellung etwas Eigenständiges hat, das sich vom Zeitgeist auf erfrischende Weise abhebt. Die Kompositionen, die auf dem Gegen- und Miteinander von Blöcken, gestischen Zeichen, Ovalen und Linien einerseits, von Farben und der Materialität des Farbauftrags andererseits beruhen, zeigen ein auffallendes Selbstbewusstsein und eine große Souveränität. Die Kräftefelder, die Isabelle Tondre im innerbildlichen Zusammenhang entwickelt, setzen sich in der Gegenüberstellung der einzelnen Werke fort: Die Präsentation der unterschiedlichen Formate und Kompositionen an den Wänden erzeugt eine Vielstimmigkeit, die im Prinzip auf Dissonanzen aufgebaut ist, im Ganzen stimmig wirkt, und doch vieles offen lässt. »Ajar«, der Titel der Ausstellung, ist das englische Wort für »angelehnt, eine Spalt offen«. Die Arbeiten wie die Ausstellung zeigen eine Unabgeschlossenheit, die die Künstlerin ganz offensichtlich interessiert. Isabelle Tondre kam nach ihrem Kunst-Bachelor in Strasbourg im Rahmen eines Erasmus-Austauschs 2014 an die Akademie der Bildenden Künste nach München. Im Februar dieses Jahres hat sie als Meisterschülerin von Jean-Marc Bustamante mit dem Diplom abgeschlossen und schon 2016 mit dem Preis der Erwin und Gisela von Steiner Stiftung an der Debütantenausstellung teilgenommen. Ein erfolgreicher Abschluss, der mit dem Start in den Kunstmarkt zusammenfällt.

JULIANE EIRICH

Dale / Animals Doing Their Thing

Galerie f5,6 | Ludwigstr. 7 | bis 20. April | Mi bis Fr 12–18 Uhr, Sa 12–15 Uhr

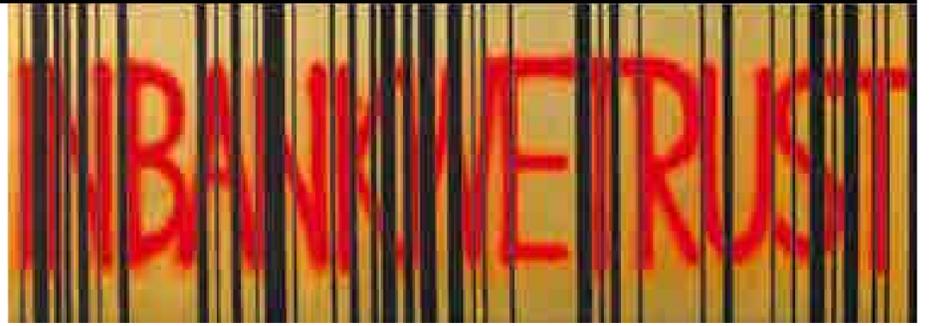
Schon beim Blick durch das Schaufenster der Galerie sticht einem das leuchtende Blau der Fotoarbeit »Corner« von Juliane Eirich (*1979

in München) ins Auge, das einen beim Betreten der Räume auch sogleich magisch anzieht. Fast möchte man beim Nähertreten meinen, dass es sich bei der Aufnahme um ein Gemälde auf Leinwand handelt, so haptisch wirkt die Struktur der bemalten Zimmerecke, die hier so gestochen scharf und monumental abgelichtet ist, dass die Fotografie eher an eine Komposition der abstrakten Malerei des Konstruktivismus erinnert. Es sind die Detailgenauigkeit und die technische Präzision, die bei allen Motiven der Fotografien bestechen: ihre Sicherheit im Umgang mit dem Licht, mit dem sie die Farben zum Leuchten bringt und starke, spannungsreiche Kontraste hervorruft; ihr perfektionistischer Blick für die Kombination von Ausgewogenheit und Dynamik der Kompositionen; ihre spezifisch künstlerische Handschrift, die den menschenleeren Motiven eine artifizielle Modellhaftigkeit verleiht. Egal ob Tieraufnahmen aus der Serie »Animals Doing Their Thing«, die ebenfalls in der Ausstellung gezeigt werden, oder Landschaften, Nachtaufnahmen, Interieurs, Alltagsgegenstände oder Strukturbilder: Immer sind es höchstästhetische Fotografien. Seit ihrer Ausbildung an der Fachakademie für Fotodesign in München hat Juliane Eirich ihre künstlerische Handschrift während vieler längerer Auslandsaufenthalte und Künstlerresidenzen in Asien und den USA erprobt und sich in unterschiedlichen Fotoserien mit verschiedenen Bildkonzepten – auch im Rückgriff auf die Fotogeschichte der letzten Jahrzehnte – auseinandergesetzt. Einen Schwerpunkt bilden Szenarien, in denen das Licht eine wichtige Rolle spielt: Insbesondere nächtliche Langzeitbelichtungen von beleuchteten Häusern, die in eine mystische, fast bedrohlich wirkende Atmosphäre getaucht sind, oder von Bäumen, deren intensives Grün aus dem Dunkel hervorleuchtet. Neben Architekturen, Wäldern, Innenräumen sind Motivreihen entstanden, in denen ein stark abstrahierendes, grafisches Element überwiegt, Aufnahmen von Alltagsgegenständen, deren verschiedenartige Materialität und Farbigkeit zu kompositorisch und ästhetisch interessanten Bildern führen.



Juliane Eirich: »Leaf« | 2014 | Pigment Print | © Juliane Eirich

In den Projekten der letzten Jahre, die während ihrer Künstlerresidenzen entstanden, greift sie auf diese Erfahrungen und die Vielfalt ihrer Konzepte zurück und verdichtet sie in kaleidoskopartig angelegten Bildreihen: 2014 etwa entstand nach ihrem Aufenthalt in Japan ihre erste große Publikation »Ito-shima«, in der sie unterschiedliche Motive zu einer Art Bildtagebuch mit Eindrücken aus ihrem alltäglichen Leben an diesem Ort zusammenführt. Ähnlich vielfältig sind die fotografischen Ergebnisse ihres Aufenthalts 2014 in Dale (Norwegen), von denen einige Arbeiten in der Ausstellung zu sehen sind. Neben der eindrucksvollen blauen Zimmerecke sind es architektonische Nachtmotive, eine lichte Waldlandschaft sowie ein gesprenkeltes Ahornblatt vor monochrom-hellem Grund, die einen Einblick in die bildkünstlerische Bandbreite der Fotografin eröffnen.



Milovan DeStil Marković: »IN BANK WE TRUST« / T Barcode: The Abduction of Europe 2015 | Pigmente, Spray und Blattgold auf Leinwand, 86 x 250 cm | © VG Bild-Kunst, Bonn, 2017

MILOVAN DESTIL MARKOVIĆ

»IN BANK WE TRUST«

Galerie Halverscheid | Theresienstr. 13 | bis 1. April | Mi 14–18, Do 14–20, Fr 11–18, Sa 11–15 Uhr

Irgendwie scheint Neu-Galerist Dirk Halverscheid von seiner früheren Profession als Banker immer wieder eingeholt zu werden: Slogans wie »IN BANK WE TRUST«, »SAVE THE BANK«, »LOVE THE BANK« schreien einem in seiner aktuellen Ausstellung entgegen. Doch die ironisch gemeinten Appelle des serbischen Künstlers Milovan DeStil Marković (*1957 in Čačak/Serbien) bestätigen ihn wohl eher in seiner Entscheidung, der Finanzwelt den Rücken gekehrt zu haben. Die bunten, überdimensionierten Barcodes, auf die die Graffiti gesprüht sind, tragen die Botschaft: »The Abduction of Europe«. Die Entführung der Europa erfolgte der griechischen Mythologie nach durch Zeus, der in Gestalt eines Stiers die Königstochter über das Meer nach Kreta trug. Mit dem zusätzlich implizierten Verweis auf den bronzenen Stier vor der Börse in New York als Erkennungsmerkmal der (aggressiven) Finanzwelt, schließt sich der metaphorische Kreis. Die Bildaussage wird noch zusätzlich veranschaulicht durch die Verwendung von Blattgold, die die überdimensionalen Breitformate geldwertig erstrahlen lassen. Codierungen verschiedener Art interessieren Marković, der international in vielen Ausstellungen und auf Biennalen vertreten ist, schon seit Längerem, etwa in der Bildreihe der »Text Portraits« mit den typografisch visualisierten Interviewausschnitten. Mit der neuesten Serie der »Barcoded Paintings«, greift er auf ein Motiv zurück, das schon vielen Künstlern als Basis für ihre Streifenbilder diente. Anders dagegen die »Lipstick Portraits« in der Ausstellung, bei denen die Codierung über die Lippenstiftfarbe stattfindet, die Marković prominenten Damen zuordnet und – irritierend materialgetreu – großflächig in goldgerahmten Samt einreibt.

KAREL MARTENS

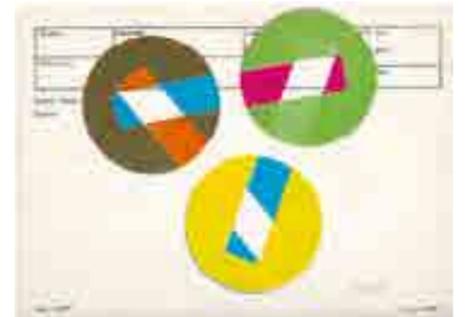
Motion

Kunstverein München | Galeriestr. 4 (Hofgarten) | bis 2. April | Di bis So 11–18 Uhr

Die Präsentation von Arbeiten des niederländischen Künstlers, Grafikdesigners und Typografen Karel Martens (*1939 in Mook in Middelaa/NL) ist eine Ausstellung, der man sich mit spielerischem Vergnügen nähern kann – und sich dabei frei von intellektuellem Ballast an der Vielfalt der Farben und Formen erfreuen. Als Retrospektive über 50 Schaffensjahre des vielseitigen Gestalters ist die Schau dennoch nicht als statische (Euvre-)Präsentation angelegt, sondern eher als Momentaufnahme eines Prozesses, der von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft reicht. Beim Parcours durch die drei unterschiedlich gewichteten Räume begegnen einem viele Déjà-vu-Momente – bei den geometrischen Mustern auf den Wandtapeten, bei den mit farbigen Kreisen bedruckten Papieren oder den bunten Keramikfliesen etwa –, Designs, die man so oder anders zu kennen glaubt, die sich in vergangenen Epochen verorten lassen, genauso gut aber zeitgemäß erscheinen und in unendlichen Variationen weitergedacht werden können.

Das große interdisziplinäre Spielfeld, auf dem sich Karel Martens mit ungebrochener Lust am Experimentieren und mit großem Einfluss auf seine Studenten an der von ihm mitbegründeten Designschule Werkplaats

Typografie in Arnheim bewegt, basiert im Prinzip auf geometrisch-abstrakten Formen, den drei Primärfarben Blau, Rot, Gelb, auf Handdruckverfahren und auf Kinetik. Leidenschaftlich experimentiert er mit mathematischen Zahlensystemen, etwa magischen Zahlenquadraten, die er mit Farbsystemen verbindet und wie auch seine Kreise und Quadrate mithilfe von Schablonen im Monoprintverfahren auf gefundene Papiere druckt: Formblätter, Buchhaltungskarten, Zeitungspapier. Er gestaltet Bücher und Zeitschriften, etwa die unabhängige Architekturzeitschrift OASE, die er seit den 80er Jahren zusammen mit seinen Studenten als typografisches Experimentierfeld sieht. Seinem fantasievollen Gestaltungswillen ist auch die Sammlung der kleinen kinetischen Skulpturen zu verdanken, aus denen er zur Freude des staunenden Betrachters für die Ausstellung ein bunt bewegtes Panoptikum generiert hat. Staunen lassen einen auch seine künstlerisch wie ästhetisch großartigen Arbeiten aus Büchern oder Zeitungen, die Karel Martens durch den raffinierten Zuschnitt in skulpturale Objekte verwandelt.



Karel Martens: Untitled | 2016 | Hochdruck, Monoprint auf gefundener Buchhaltungskarte, 20,8 x 15 cm | Courtesy the artist and PI | © Kunstverein München

Ganz aktuell: eine überdimensionale abstrakte Uhr, bestehend aus drei rotierenden Scheiben sowie verschiedenen Videoarbeiten. Und schließlich in Vorbereitung noch nicht umgesetzter Projektideen die Publikation, die als »konzeptuelles Substrat« auch die in den kommenden Wochen folgenden Veranstaltungen in Amsterdam, Paris, Vilnius und schließlich New York vorbereiten und begleiten soll. Die Faszination dieses breit gefächerten Spektrums rührt auch daher, dass Karel Martens nicht vom Grafikdesign herkommt, sondern Kunst studiert hat – und sich seinen freien Blick, seine fantasievolle Kreativität und seine spielerisch-experimentelle Herangehensweise bewahrt hat. Ein schönes Beispiel dafür ist in der Ausstellung das Tableau aus 50 Metallringen: alles Fundstücke, mit denen er Etiketten bedruckt hat, die nun an den Ringen in gitterartiger Anordnung an der Wand hängen und sich zu einer Art typografischem Schaubild fügen. ||

Anzeige

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

☐-☐/31☐☐ - 25☐ .☐ ☐
☐ 2,☐/34☐ ☐ 7 /&☐ ☐☐
☐☐-☐☐/
☐ -@5-☐/31☐☐ -&25☐ &☐
666 5- ☐/31☐☐ -&25☐ &☐



(Links) **Fotograf und Putzfrau, beide in Diensten des Staates – Gordon Parks: »American Gothic«, Washington, D.C. | 1942**

Malcom X, ein Führer der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, war 1965 ermordet worden. 1967 führten die Verhaftung eines schwarzen Lastwagenfahrers und Polizeigewalt in Watts zu einem einwöchigen Aufstand von 30 000 Protestierern, dem Einsatz von 20 000 Sicherheitskräften, Zerstörungen und Plünderungen, 3 400 Verhaftungen und 34 Toten: (Untitled), Watts, California | 1967

(Unten) **Vom Leben in Harlem: (Untitled), Harlem, New York | 1947** || © Photographs by Gordon Parks. Courtesy of and copyright The Gordon Parks Foundation (3)



Glanz und Elend in Amerika

Als Waffe gegen Armut, Rassismus und soziales Unrecht wählte Gordon Parks die Kamera. Das Kunstfoyer zeigt eine fulminante Werkschau des afroamerikanischen Pioniers und Alleskönners.

CHRISTA SIGG

Es gibt den farbigen Mauritius, das ist der Schutzheilige der Krieger und Waffenschmiede. Und dann hat sich im neunten Jahrhundert noch einer der Drei Könige aus dem Morgenland in einen Schwarzen verwandelt. Ansonsten werden in den Personalakten der Kunstgeschichte unzählige weiße Heroen geführt – bis der New Yorker Kehinde Wiley um die Jahrtausendwende damit begann, den Spieß plakativ umzudrehen. Also die bedeutenden Bleichgesichter der großen Museen kurzerhand durch Afroamerikaner zu ersetzen. Da galoppiert dann ein dunkler Napoleon in der Manier Jacques-Louis Davids über die Alpen, und der King of Pop Michael Jackson posiert – frei nach Rubens – im Habitus Philipps II. von Spanien. Der Kunstmarkt giert nach den Werken des bald 40-jährigen Mister Bombastic der Malerei, dieser Weiß-Schwarz-Tausch wird amüsiert betrachtet. Vor 75 Jahren hat Vergleichbares eine Putzfrau den Job gekostet.

Ella Watson war allerdings nicht als Dame von höherem Stand verewigt, sondern mit ihren alltäglichen Insignien Besen und Wischmopp und – ein Affront – vor der US-Flagge. Doch noch schlimmer: Sie erinnerte sofort an

Grant Woods Gemälde »American Gothic« (1930), auf dem ein säuerlich puritanisches Farmerehepaar den Pioniergeist repräsentiert. Diese Kunst-Ikone der Vereinigten Staaten ist von Spott sicher nicht frei, stattdessen aber eine Schwarze in just diese Bildkonstellation zu setzen, war 1942 ein Skandal. Regierungsputzfrau Mrs. Watson durfte ihre Papiere abholen, der Fotograf Gordon Parks wurde durch diesen Wurf weltberühmt.

Nun ist sein ungemein vielseitiges Werk im Kunstfoyer der Versicherungskammer zu sehen. Und man wundert sich in einer Tour, dass dieser Alleskönner trotz eines viel bejubelten Auftritts 1966 auf der Photokina und 1977 dann sogar auf der Documenta gerade in Deutschland viel zu wenig Beachtung gefunden hat. Ihm sind wahrscheinlich die eindringlichsten Aufnahmen Muhammad Alis geglückt. Jeder kennt dieses ernste Gesicht, den ins Ungewisse gerichteten Blick, die Schweißtropfen, die man auf der eigenen Haut zu fühlen meint. Parks hat das Großmaul von einer ganz anderen, zarten, ja verletzlichen Seite gezeigt. Aber wie das eben so ist, selbst die besten Fotografen verschwinden hinter dem Leuchtkegel der Superstars.



Bekannt geworden ist Parks freilich auch mit Brisanterem. Er hat die Rassentrennung thematisiert, die Ausgrenzung, das Elend in den Ghettos. Und um gleich ein Missverständnis auszuräumen: Parks wollte die schwarze Putzfrau keineswegs in Schwierigkeiten bringen. Im Gegenteil. Ella, die mit ihrem miserabel bezahlten Job eine mehrköpfige Familie über Wasser halten musste, war für ihn eine wahre Heldin. Das wollte er zeigen, genau hier begann seine Mission: Die Kamera wurde zur Waffe im Kampf für die Gleichberechtigung.

In jede dunkle Ecke

Als jüngstes von 15 Kindern eines farbigen Arbeiters wusste Parks nur zu gut, was es bedeutet, im Alltag ständigen Demütigungen ausgesetzt zu sein. Also den Hintereingang nehmen zu müssen, die Toilette »for colored only« und sowieso immer die schlechten Plätze, sofern es überhaupt welche gab. Und Parks, der 1912 in einer Kleinstadt in Kansas zur Welt kam, wurde auch sonst nichts geschenkt.

Die Mutter stirbt früh, da ist er gerade 15, und damit endet die eh schon schwere Kindheit. Ohne Abschluss hangelt er sich durch,

arbeitet tagsüber als Laufbursche und Schaffner und spielt nachts in einer Bordellbar Klavier. In einer Illustrierten, die ein Fahrgast im Zug liegen lässt, sieht er Aufnahmen von Wanderarbeitern und spürt sofort die Kraft, die in diesen Bildern steckt. Parks kauft sich 1938 in einem Pfandhaus die erste Kamera, und es dauert nicht lange, bis das Können dieses Autodidakten entdeckt wird. Die Farm Security Administration (FSA) in Washington engagiert ihn Mitte der 1930er Jahre für ein typisches Projekt der Roosevelt-Ära: Die amerikanische Bevölkerung soll über das harte Leben der armen Landbevölkerung und die sozialen Ungerechtigkeiten aufgeklärt werden. Und Parks, der einzige Schwarze im Team, ist von Anfang an in künstlerisch anspruchsvoller Gesellschaft, denn für die FSA sind auch Dorothea Lange und Walker Evans unterwegs.

Dieses Thematisieren von Missständen wird sein Markenzeichen, er traut sich in jede dunkle Ecke, das macht ihn auch für das »Life«-Magazin zum interessanten Vermittler. Unzählige Bilderstrecken entstehen, Parks ist der erste Afroamerikaner, der für das millionenfach verbreitete Heft fotografiert. Dass er seine Reportagen nicht im schwarzen Pendant »Ebony« veröffentlicht, bringt ihm einige Kritik ein. Erst recht fühlen sich seine Kollegen der »Colored Community« von ihm verraten, weil er weiße Models in sündteuren Haute-Couture-Roben ablichtet. Natürlich gerät ihm auch das ziemlich gut, und wenn er hinter einer kühlen Pelzträgerin einen Eisbären sich aufbäumen lässt, hat das sogar Witz. Aber man spürt, dass es den mit tiefer Empathie ausgestatteten Parks weder fordert noch besonders reizt.

Von Harlem nach Hollywood

Dagegen blüht sein kämpferischer Geist auf, wenn er in den Elendsvierteln unterwegs ist. Und die »Life«-Redakteure sind nicht zimperlich. Auf diese Weise landen die Obdachlosen von Harlem, die Opfer blutiger Bandenkriege und dahinsiechende Junkies auf den Küchentischen und Sofas eines vornehmlich weißen Millionenpublikums. Unterm Strich hat Parks damit deutlich mehr für die Underdogs und gegen den Rassismus getan, als es damals über jedes andere Medium möglich gewesen wäre. Und er ist ja dabei, wenn es um die großen Momente der Bürgerrechtsbewegung geht: wenn Martin Luther King von seinem Traum spricht und der deutlich radikalere Malcolm X mit schwarzen Muslimen betet. Immer steht er in nächster Nähe – entsprechend dramatisch sind die Ausschnitte. Doch es bleibt die journalistische wie künstlerische Distanz.

Das macht auch die Qualität seiner Porträts aus. Ob er nun die leise Melancholie eines Duke Ellington einfängt oder die scheue Ingrid Bergmann, ob die schamvollen Blicke eines schwarzen Buben mit rotem Kinder-Cowboyhut oder Alexander Calder, der verzweifelt eins seiner fragilen Mobiles einrichtet. Alles scheint dem charmanten Mann mit dem außergewöhnlichen Einfühlungsvermögen zu gelingen. Er schreibt autobiografische Romane, komponiert und gründet 1970 das Lifestylemagazin »Essence«. Auch ein Händchen für den Film hat er: Als erster Afroamerikaner führt er 1969 in Hollywood Regie – bei der Adaption seines Romans »The Learning Tree« – und landet dann mit »Shaft« 1971 einen genreprägenden Kassenhit. Und das, obwohl Parks den weißen Ermittler der Vorlage in den ersten schwarzen Krimihelden verwandelt.

Das Fotografieren? Rückt mehr und mehr aus dem Fokus. Parks hat immer gewusst, wenn eine Sache nicht mehr so recht zündet. Dass die späten süßlichen Damenakte von der Foundation unter Verschluss gehalten werden, ist leicht zu verschmerzen. Das Multitalent, das 2006 mit 93 Jahren starb, hat ja alles erreicht. ||

GORDON PARKS. I AM YOU. SELECTED WORKS

Kunstfoyer der Versicherungskammer Kulturstiftung | Maximilianstr. 53 | bis 7. Mai tägl. 9–19 Uhr | Eintritt frei | Der reich bebilderte Katalog (288 S., Steidl Verlag) kostet 35 Euro Führungen (gratis, ohne Anmeldung, je eine Std.): Freitag (7./28. April, 5. Mai) 18 Uhr, Samstag und Sonntag (11./12. März, 8./9./29./30. April, 6./7. Mai) 12, 15 und 17 Uhr

So, 12.3.

MUSIK | Familienkonzert:
»Suche Freund«

Gasteig, Carl-Orff-Saal | 16.00 | Rosenheimer Str. 5 | Tickets: www.muenchenticket.de für alle ab 5 Jahren

Walter Kiesbauer hat ein szenisches Konzert für ein 40-köpfiges Orchester und drei Artisten entwickelt, die mit Pantomime, Jonglage und Zaubertricks die Geschichte von Max erzählen: Niemand kümmert sich um ihn, alle finden ihn zu klein, und seinen Hut können sie auch nicht leiden. Weil ihn die Einsamkeit traurig macht, schreibt er eines Tages auf einen Zettel: **SUCHE FREUND!** und heftet ihn an einen Baum. Dann geht er nach Hause und wartet. Plötzlich sitzt ein Hund vor seiner Tür.

So, 12.3. bis Do, 16.3.

6. JÜDISCHE FILMTAGE MÜNCHEN

Gasteig | Carl-Amery-Saal | Programm und Tickets: www.juedischekulturmuemchen.de

Sechs Dokumentar- und drei Spielfilme sind im Rahmen der Jüdischen Filmtage erstmals in München zu sehen. Ein Highlight sei genannt: Am 13. März wird um 20 Uhr der Dokumentarfilm »Super Woman – Super Zhenshchiny« von Yael Kipper und Ronen Zaretsky (80 Min., hebräisch/russische OF mit englischen Untertiteln) gezeigt. Der Film gewährt Einblicke in den Alltag von fünf Supermarktkassiererinnen und erzählt, wie sie ihr Leben mit gegenseitiger Unterstützung und Solidarität meistern.

bis Di, 14.3.

INTERNATIONALE HANDWERKSMESSSE
Sonderschau Schmuck

IHM / Handwerk & Design
Messe München, Halle B1

Seit über 50 Jahren lockt die **SCHMUCK**, stilprägend und immer wieder Ausgangspunkt für neue Strömungen, zahlreiche internationale Besucher nach München. Zu sehen sind heuer Werke von 67 Teilnehmern aus 31 Ländern. Als »Klassiker der Moderne« wird diesmal Renate Heintze (1936–1991) geehrt, die von 1974 bis 1991 den Fachbereich Schmuck an der Burg Giebichenstein leitete und den besonderen Ruf dieser Ausbildungsstätte wesentlich mitbegründet hat. Auf der Fläche »FRAME« präsentieren u. a. die Galerie Spektrum und die Galerie Rosemarie Jäger aus Deutschland sowie Platina (Schweden), die Atta Gallery (Thailand), die Galerie Ra Amsterdam und die Galerie Marzee (beide Niederlande), Chrome Yellow Books (Großbritannien) und Handshake 3 (Neuseeland) Arbeiten von Schmuckkünstlern, die auf ungewöhnliche und ironische Weise Begehrlichkeiten entzesseln.

Di, 14.3.

MUSIK | Jazz +: Silke Eberhard Trio

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b | Reservierungen: www.jazzplus.de | www.silkeeberhard.com

Die Musik der Saxofonistin und Klarinetistin Silke Eberhard erinnert an Coleman, Mingus und Monk und ist dennoch ganz und gar eigenständig. Entschieden improvisiert sie sich und ihre Kollegen in ein Heute, das unverkrampft mit seiner Herkunft umzugehen versteht. Silke Eberhard wird begleitet von Jan Roder (Kontrabass) und Kay Lübke (Schlagzeug).

Mi, 15.3.

MUSIK
Schumann, Orff und Schubert

Orff-Zentrum | 20.00 | Kaulbachstr. 16 | Tickets: Abendkasse, Reservierung: 089 288105-0 kontakt@orff-zentrum.de

Im Mittelpunkt des Konzerts steht Robert Schumanns Liederkreis op. 39, basierend auf Gedichten von Joseph von Eichendorff,

an denen sich der junge Carl Orff in seinen ersten Liedkompositionen noch orientierte. Doch bald inspirierte ihn die neuartige Lyrik Franz Werfels, einen gänzlich anderen Ton und einen eigenen Weg aus der Spätromantik in die Moderne zu finden. Eingeleitet wird der Abend durch Franz Schuberts Fantasie für Violine und Klavier. Es musizieren die Mezzosopranistin Mathilde Cardon, die Pianistin Michèle Scharapan und der Geiger Thomas Gautier.

Do, 16.3.

VORTRAG | Armin Nassehi:
»Das Volk als homogene Einheit?«

Münchner Volkshochschule | 19.00
Einsteinstr. 28 | Vortragssaal 1 | Tickets: Abendkasse

Armin Nassehi, Professor am Lehrstuhl für Soziologie an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, fragt: Wer oder was ist »das Volk«? Das eine Volk ist nicht das andere, also geht es oft um Abgrenzung. »Alle Macht geht vom Volke aus« bedeutet wiederum: Die Bürger sind der Souverän. Angesichts der aktuellen Entwicklung globaler Politik und der Aufladung des Volksbegriffs der neuen Rechten schadet es nicht, nach der Bedeutung des »Volkes« zu fragen und begriffliche Grundlagen näher zu betrachten.

Do, 16.3. | Sa, 18.3. | So, 19.3.

THEATER | Marcel Schwald
und Paraform: »Gertrude Stein:
»The making of Americans«

Schwere Reiter | 20.30 | Dachauer Str. 114
Tickets: www.pathosmuemchen.de

Gertrude Stein beschrieb Europa als einen Kontinent der Auswanderer. In Massen flohen Menschen vor Perspektivlosigkeit. Jenseits des Atlantiks lockte die »Neue Welt«, die sich als größte Konkurrenzveranstaltung zu den alten Kolonialmächten entpuppte. Die Autorin verdichtete diese Epoche zu einer monumentalen Familiensaga und schrieb Geschichte für »alle, die jemals waren, sind und sein werden«, mit liebevollem, wenn auch spitzem Blick auf die Befindlichkeiten des westlichen Individuums. Marcel Schwald bringt den Roman von 1925 als Studie über kommunikative Möglichkeiten, formal zwischen Installation und Performance, auf die Bühne.

Sa, 18.3.

MUSIK | Duo Arcord

Gasteig, Kleiner Konzertsaal | 20.00 | Rosenheimer Str. 5 | Tickets: www.muenchenticket.de

Seltene Kombination: Ana Topalovic am Cello und Nikola Djoric am Akkordeon, beide vielfach ausgezeichnet, spielen ein nicht minder ungewöhnliches Programm mit Werken von Bach, Beethoven, Mieczyslaw Weinberg, Leoš Janáček, Tschaikowsky, Johanna Doderer und Astor Piazzolla.

So, 19.3.

MUSIK | Orchester Jakobsplatz:
»Purim – Esther, die Retterin«

Jüdisches Zentrum | Hubert-Burda-Saal
19.00 | St.-Jakobs-Platz 18
Tickets: www.muenchenticket.de

Mit »Esther« stellt das OJM nach der Aufführung von Mozarts »La Betulia liberata« und Händels »Jephtha« erneut eine mutige Jüdin ins Zentrum des Geschehens: Das Oratorium in hebräischer Sprache von Cristiano Giuseppe Lidarti (1730–1795) erzählt die Purim-Geschichte im biblischen Buch Esther, in dem die gleichnamige Königin mit ihrer Schönheit den persischen König betört und so einen Genozid an den Juden abwendet. Cristiano Giuseppe Lidarti vertonte diesen Stoff 1774 für die jüdische Gemeinde in Amsterdam. Daniel Grossmann, musikalischer Leiter des Orchesters Jakobsplatz, bringt das Werk nun mit dem Vocalconsort München und fünf Solisten zur deutschen Erstaufführung.

So, 19.3.

KABARETT | maschek:
»Fake! In Wahrheit falsch«

Lustspielhaus | 20.00, Einlass 18.00
Occamstr. 8 | www.lustspielhaus.de

Was tun, wenn Satire und politische Realität nicht mehr zweifelsfrei unterscheidbar sind? maschek alias Peter Hörmanseder und Robert Stachel lassen sich von der Realsatire nicht länger ins Handwerk pfuschen und schlagen zurück. Sie wissen, wie es geht: hinzufügen, weglassen, umdrehen. Quer durch die Fernsehender und YouTube-Channels holen sich maschek den Rohstoff für einen ergebnisoffenen Abend mit Bewegtbildunterstützung.

Do, 23.3.

MUSIK | 11. Münchner Aids-Konzert

Prinzregententheater | 20.00 | Prinzregentenstr. 11
Tickets: www.muenchenticket.de

Jedes Jahr spielt das Münchner Kammerorchester zugunsten der Münchner Aids-Hilfe ein großes Konzert mit großen Namen: Diesmal stehen Werke von Ludwig van Beethoven, Johannes Brahms und Joseph Haydn auf dem Programm. Unter Alexander Liebreichs Leitung singen und spielen Okka von der Damerau, Sergey Khachatryan, Daniel Müller-Schott und Boris Giltburg sowie der Kammerchor München.

Sa, 25.3. und So, 26.3.

HÖRSPIEL PERFORMANCE
»Reste von gestern«

Schauraum 1899 | Landwehrstr. 67 | Tickets und Beginn: www.restevongestern.wordpress.com

Burchard Dabinnus hat mit seiner hinter-sinnigen Wohnzimmerperformance über die Xenophobie des real existierenden Biodeutschen ein Erfolgsstück kreiert. Die absurden Wahrheitsverdrehungen von AfD-Schreihälsen interessieren Dabinnus nicht, dafür aber die durchschnittliche Frau K. in ihrem Wohnzimmer. Konfrontiert mit den Zuschauern, fragt sie sich: Was tun mit den ungebeten Gästen? In zitatengepeinigten Dialogen mit dem Fremden aus dem Publikum kriecht gesellschaftlich akzeptiertes Schubladendenken aus Frau K. »Reste von gestern« deutet ohne erhobenen Zeigefinger auf den Rassisten in uns allen.

Sa, 25.3. und So, 26.3.

FILM | female presence

Werkstattkino | Fraunhoferstr. 9 | Tickets:
www.werkstattkino.de | www.schamrock.org

Dass Dichterinnen und Musikerinnen zum Thema von Filmemachern werden, ist eher die Seltenheit. Das Schamrock-Filmwochenende zeigt Raritäten, die es unbedingt wert sind, gesehen zu werden, darunter die deutsche Erstaufführung von »The Poetry Deal: A Film with Diane di Prima«, Mick Csakys Dokumentarfilm »Sister Rosetta Tarpe. The Godmother of Rock and Roll« und der wunderbare Film »Sonita« über ein afghanisches Mädchen, das über die Musik den Weg in die Freiheit findet.

bis Sa, 1.4.

AUSSTELLUNG | »fearless.munich«

Architekturgalerie | Mo bis Fr 9.00–19.00,
Sa 9.00–18.00 | Türkenstr. 30
www.architekturgalerie-muenchen.de

Dem 1990 stillgelegten Gas-Versuchsheizkraftwerk in München-Obersendling aus dem Jahr 1961 drohte der Abriss, dem das Architekturbüro Stenger2 Architekten und Partner jedoch unerschrocken entgegentrat. Heute gilt das Exkraftwerk als Erfolgsmodell. Fotografien von Sascha Kletzsch und eine Videoarbeit der Medienkünstlerin Carmen Donet García zeigen nicht das Hochglanzbild eines fertigen Gebäudes, sondern dokumentieren den jahrelangen Bauprozess und die daran beteiligten Menschen. Nach der 50 Meter hohen Aufstockung und dem kompletten Umbau, der 2017 abgeschlossen

wurde, beherbergt das Kraftwerk nun Einzelhandel, Gastronomie und großzügige Loftbüros mit Ausblick.

Sa, 1.4.

FAMILIENKONZERT
J. S. Bach: »Johannes-Passion«

St. Lukas | 16.00 | Mariannenplatz
Tickets: Abendkasse und www.muenchenticket.de
20.00: ungekürzte Fassung

»Behüte Gott, ihr Kinder! Ist es doch, als ob man in einer Opera Comedia wäre.« Diese Reaktion auf Bachs »Johannes-Passion« zeigt, wie befremdlich Bachs farbenprächtige Ausschmückung des Gotteswortes für das Bürgertum seiner Zeit war. Auch fast 300 Jahre später hat das Werk nichts von seiner Intensität verloren. Unter Leitung von Tobias Frank führen der Lukas-Chor und das Orchester St. Lukas diese Passion als Familienkonzert für Kinder ab 6 Jahren auf, in gekürzter Form und erzählerisch kommentiert. Im Abendkonzert erklingt dann das gesamte Werk in einem besonderen Raum- und Lichtkonzept.

Sa, 1.4.

MUSIK | »Sound Visions«

BR-Funkhaus, Studio 1 | 19.00
Rundfunkplatz 1 | Tickets: www.br-klassikticket.de

In Zusammenarbeit mit dem Performancekünstler Julian Mayer-Hauf und dem Lichtdesigner Dominik Schatz bricht das experimentierfreudige Münchner Rundfunkorchester wieder einmal aus der traditionellen Konzertform aus: Unter dem Titel »Sound Visions« wird Musik des Barock und der Moderne auf neue Weise erfahrbar. Das Orchester musiziert inmitten der Zuhörer, moderiert von Annekatrin Schnur/U21, während Julian Mayer-Hauf mit seinen Elektrosounds Klangbrücken zwischen den Epochen und Stilen baut, inspiriert von Werken von Antonio Vivaldi, Arvo Pärt, Max Richter und Samuel Barber.

bis Sa, 1.4.

AUSSTELLUNG | Stephan Balkenhol

Galerie Schöttle | Di bis Fr 11.00–18.00,
Sa 12.00–16.00 | Amalienstr. 41
www.galerie-schoettle.de

Wer durch die Münchner Fußgängerzone läuft, kennt den überdimensionalen Mann mit schwarzer Hose und weißem Hemd, der hoch über den Passanten aus einer Einkaufsgasse ragt, aber wer weiß auch, dass diese Skulptur von Stephan Balkenhol stammt? Der Künstler ist bekannt für seine Männer und Frauen, die er aus großen Holzstämmen herausarbeitet und denen man im öffentlichen Raum ebenso wie im Museum in unterschiedlichen Varianten begegnet. Bei Rüdiger Schöttle sind nun neue Balkenhol-Menschen und -Wesen aus verschiedenen Hölzern zu sehen.

Do, 6.4.

MUSIK | Portraitkonzert:
Minas Borboudakis

Orff-Zentrum | 20.00 | Kaulbachstr. 16
Tickets: Abendkasse, Reservierung:
089 288105-0 | kontakt@orff-zentrum.de

Mit »Werke für Percussion – in memoriam Peter Sadlo« ist dieser Abend überschrieben, bei dem es im Orff-Zentrum ausnahmsweise nicht direkt um Carl Orff geht, sondern um einen seiner »Enkelschüler«, den zeitgenössischen Komponisten und Musiker Minas Borboudakis. In dem Konzert erklingen erstmals all seine Kompositionen für Percussion an einem Abend. Gewidmet ist diese Veranstaltung dem 2016 verstorbenen Schlagzeuger Peter Sadlo, der sich seinerseits immer wieder für die Werke Carl Orffs eingesetzt hatte. Alle Musiker – Richard Putz, Sergey Mikhaylenko, Spela Mastnak, Patrick Stapleton und Daniel Martinez – die heute spielen, sind Meisterschüler Peter Sadlos; der Komponist selbst dirigiert und erläutert in einem Gespräch sein Schaffen.